ßos

Liebe

Junge Liebe.

Novellen

von

Karl Emil Franzos.

Vierte
vermehrte Auflage.

Breslau 1884.
Verlag von Eduard Trewendt.

Meiner geliebten Frau

Ottilie

zugeeignet.

Inhalt.

Die braune Rosa.

(1875.)

Mancher schwüle Tag und manche kalte, dunkle Stunde liegt zwischen jetzt und jener silbernen Nacht, da ich diese Geschichte aus dem Munde eines schönen, guten Menschen vernommen. Aber sie lebt mir noch, bis in's Kleinste, und fast ist mir ihr Wortlaut im Ohr geblieben — kaum weiß ich selbst, warum . . . War's, weil sie mir verwandt und vertraut an's Herz rührte und es leise mahnte, wie seine eigene Maienblüthe gewachsen und gewelkt? War's der Zauber des Erzählers oder der lichten Stunde, da er sprach?

Es waren beide Zauber gleich mächtig. Jene köstliche Nacht war einem heißen festlichen Julitage gefolgt, an welchem wir allesammt sehr viel Vergnügen erduldet. Es war eine seltene Feier gewesen in der kleinen, hübschen, langweiligen Stadt: die Grundsteinlegung eines Schauspielhauses. Bisher hatte der Saal im vornehmsten Gasthof künstlerischen Zwecken gedient, aber der „Rothe Ochse" war den Musen denn doch kein ganz würdiger Tempel. Das empfand man drückend und immer drückender,

je mehr das Städtchen wuchs an Bewohnern, Reichthum und Kunstverstand. Endlich hatte ein reicher Bierbrauer durch Energie und ein eben so kräftiges, wie edles Pathos, welches die Mitbürger zu Opfern entflammte, das neue Werk gesichert. Aber ehrgeizig war er auch und das deutsche Volk sollte erfahren, daß er nicht blos dem dicken, lustigen Gambrinus diente, sondern auch einer viel schlankeren und edleren Göttin. Und darum waren wir zu dem Feste geladen: einige Dutzend Schriftsteller, Zeitungsschreiber und Schauspieler aus der stolzen, schönen, ewig heiteren Großstadt, welcher jenes Städtchen eine bescheidene Nachbarin ist.

Nun, wir kamen auch. Nicht um der Musen willen, noch minder aus Sorge für des Bräuers Nachruhm, sondern weil uns unser Aller Liebling darum bat, ein Dichter, der beste und berühmteste Mann unseres Kreises. Er war in jener Provinzstadt geboren und ihr Stolz, er mußte bei dem Feste sein und fürchtete sich sehr, — mehr als der Gute eingestehen mochte — einen ganzen langen Sommertag hindurch mutterseelenallein dem heimathlichen Enthusiasmus preisgegeben zu sein. Wir thaten ihm den Gefallen, wie wir denn überhaupt Alle, glaub' ich, selbst nach Kamtschatka willig mit ihm gegangen wären. Denn von diesem begnadeten Menschen ging ein Hauch warmer Liebenswürdigkeit aus, welcher alle Herzen zwang, ohne daß sie recht des Banns inne wurden. In der Höhe seiner Mannesjahre mahnte er an einen Jüngling, nicht blos durch Kraft und Geschmeidigkeit des Körpers, sondern

vor Allem durch die Fähigkeit, sich rückhaltlos und tief zu freuen und zu begeistern, durch jenes schöne, harmlose Schimmern und Leuchten, welches sonst nur auf der jungen Menschenseele liegt, ebenso glänzend und ach! ebenso leicht verwischt, wie der Schmelz auf Falterflügeln . . . Er hatte Ruhm erworben, rasch, durch einige Werke, aber er war der Wenigen Einer, welche straflos unter den Palmen der Bewunderung wandeln durften. Denn Ruhm zu ertragen, mag wohl dem Menschenherzen das Schwierigste auf Erden sein: die allermeisten werden ja leider darüber kalt und stolz oder gar verzerrt und unwahr! Sein Herz aber blieb schön, schlicht und warm; er war Jedem erquicklich und erfreulich und Jeder liebte ihn. Und weil dem so, darum bin ich gar nicht in Verlegenheit, wie ich ihn hier taufen soll, da ich seinen wahren Namen nicht hersetzen darf. Felix nenn' ich ihn . . .

Dem Felix zulieb fuhren wir also in der rothen Morgenfrühe jenes Julitages hinüber in das Provinzstädtchen, dem übrigens nur mein großstädtischer Hochmuth die Verkleinerungssylbe anhängt. Im Grunde ist's ein ganz stattlicher Ort und Tausende drängten in den geschmückten Straßen zu dem schönen Feste. Denn schön war's, aber wie schön es war, kann hier nicht geschildert werden, erstens, weil armes Menschenwort überhaupt nicht an solche Pracht hinanreicht und zweitens, weil es nicht hierher gehört. Lang dauerte freilich die Herrlichkeit auch und die Sonne brannte heiß herab. Wir anderen konnten uns in den Schatten retten, nicht so der arme

Felix. Da stand er am Steine zwischen dem Bräuer und dem Bürgermeister, ein geschmücktes Opfer, und ließ sich geduldig anstarren. Das nützten auch die Leute ausgiebig und erwiesen dem heimischen Dichter nicht geringere Ehren, als wäre er ein Riese oder Thierbändiger. Dabei ging beständiges Flüstern durch die Menge; sie sprachen von seiner harten Jugend und von welcher Farbe das Röcklein gewesen, in welchem er zur lateinischen Schule gegangen . . .

Endlich nahmen Festreden und Gesänge ein Ende und unter Glockenklang und Böllerschüssen that der Bräuer den ersten furchtbaren Hieb auf den Stein, den zweiten etwas gelinder der Vater der Stadt und den dritten ganz zaghaft unser Felix. Dann noch eine Ehrensalve des Bürgercorps — es schossen aber nur die Muthigsten, und die drückten dabei die Augen zu — und der Stein sank zur Tiefe. Der erste Theil des Fest-Programms war erledigt.

Nun folgte der zweite: das Bankett im einstigen Theatersaal. Da verließen jedoch die Meisten schnöde den Freund und nur ein halb Dutzend Getreuer zog mit ihm zum „Rothen Ochsen". Wir hatten es in keiner Weise zu bereuen, abgesehen von dem tröstenden Bewußtsein der guten That, den geliebten Menschen nicht einsam und schutzlos solcher Begeisterung ausgeliefert zu haben. Das alte Haus war poetischer als sein Name, ein mächtiges, gothisches Bauwerk, schön und unverstümmelt erhalten, und trotz aller Breite schier anmuthig

und frei in die Lüfte hineinragend. Ueber dem Thorweg war im zerbröckelnden Wappenschild ein Kreuz zu sehen, von einem offenen Ritterhelm gekrönt — war das einst ein Haus des deutschen Ordens gewesen? Auch der Saal deutete auf Aehnliches; breit und hoch ging er durch zwei Stockwerke und war von schönen und edlen Verhältnissen. Unhübsch genug machte es sich freilich, daß sie in der Tiefe die Bühne hineingeklebt, an die Wände Logen und Galerien. Aber auch so imponirte mir der schöne, alterthümliche Raum . . . „Der Tempel war nicht so unwürdig," meinte ich zu Felix, „aber wahrscheinlich die Priester um so mehr?"

Er lächelte. „Doch nicht! Wir hatten hier eine ständige Gesellschaft, die nur den Sommer über anderwärts gastirte. Die alte Directorin — wie leuchtet mir noch in der Erinnerung ihre Kupfernase! — spielte die Maria Stuart, aber im Uebrigen war sie verständig und hielt etwas auf tüchtige Kräfte. Sie konnte das auch reichlich, die Stadt war theaterlustig, der Saal oft bis an die Decke gefüllt." Er deutete nach der obersten Galerie, die im Halbdunkel verschwamm. Denn wohl lag der Sonnenschein breit und fast allzufreundlich auf den weißschimmernden Tischreihen, zwischen denen sich die Gäste sammelten, aber so hoch drang er nicht. „Bis an die Decke!" wiederholte der Dichter, „der Ausdruck ist buchstäblich zu nehmen. Dort oben war auch mein Platz; er kostete zehn Kreuzer! Ach! welche schönen, heißen Wonnen sind mir dort durch die Seele gegangen! —

dort habe ich die vornehmsten und segensreichsten Bekanntschaften meines Lebens gemacht, die mit unseren Dichtergenien. Freilich! unbequem war es ein wenig, besonders etwas niedrig; ich war schon in meinem fünfzehnten Jahr ein langer Junge und wenn ich in der Begeisterung auffuhr, schlug ich mir die Stirn blutig. Auch hörte man nicht sehr gut, besonders im Anfang. Aber was verschlug mir das!"

Wir standen vor der Bühne. Der Vorhang war aufgezogen, eine Gartendecoration gestellt. „Der Park von Fotheringhay," meinte Felix, „ich glaube ihn zu kennen." In der That deutete dieser etwas gedämpfte Farbenschmelz auf einiges Alter. Aber es war wenig von der Leinwand zu sehen, blühende Topfgewächse füllten die Bühne und zwischen dem Grün leuchteten weiß vier Büsten: Schiller, Goethe, Shakespeare in Gyps, ein Vierter mit einem Allerweltsgesicht in Sandstein. Auch er trug einen mächtigen Lorbeerkranz, wie die drei großen Herren, aber wer er sei, konnte ich nicht ergründen und Felix eben so wenig. „Vielleicht Molière", rieth er. „So wird es wenigstens passen, und der Kopf da sieht jedem Menschen ähnlich ..."

Dann aber wandelte sich sein spöttisches Lächeln und ward fast träumerisch. Er starrte vor sich hin und schüttelte darauf heftig das Haupt, als wolle er eine Erinnerung mit abschütteln. „Ach! die Jugend!" sagte er mit einem leisen Seufzer. „Der Platz, auf dem ich stehe — dieses Fleckchen Diele da — ist für mich geweihter Boden. Hier habe ich die bängste und süßeste Minute meines Lebens

erlebt. Welche Schauer mir auch in der Folge durch die Seele gegangen sind — so habe ich doch nie wieder gezittert und nie wieder gejauchzt! Und auch die Folgen jener Minute sind mir von unermeßlicher Bedeutung. Ob ich sonst wohl je ein Dichter geworden wäre?! . . ."

„Dann war's wohl die Aufführung Ihres Erstlings?"

„Ach! wo denken Sie hin! Damals war ich Primaner und erst ein Jahr später, auf der Hochschule, habe ich mein erstes Drama geschrieben. Natürlich ein Trauerspiel, natürlich einen vierten Heinrich, natürlich war's kein Stück, sondern confuses Zeug, das niemals aufgeführt wurde. Jene wilde Minute aber fiel in eine Aufführung des „Fiesco". Hier war die Sperrsitzreihe des ersten Ranges. Und da saß ich an jenem Abend, zwischen einer dicken Hofräthin und einem Kreisgerichts-Präsidenten eingekeilt. Wie rümpften sie die Nase über meinen grünen verschossenen Winterrock! — aber was scheerte mich das! Wie hatte sich meine Kasse an der unerhörten Ausgabe verblutet! — aber was drückte mich das! Auf der Galerie hörte man schlecht und an jenem Abend mußte ich jedes Wort hören — ich hätte mich im äußersten Fall dem Teufel um einen Sperrsitz verschrieben. Denn von einem dieser Worte hing mein Glück ab — ich glaube sogar mein Leben —"

„Von einem Wort im ‚Fiesco?'"

„Von einem einzigen! Eigentlich nur von der Art, wie es betont wurde!"

„Und welches Wort war das?"

„Ein Wörtchen — und —"

„Nun — und —"

„Eben nur „Und" und nichts weiter. Ach! was war das für eine thörichte Historie. So knabenhaft, so dumm und dabei so heiß und heilig! Ich glaube gar, ich kann noch heute nicht so recht herzlich darüber lachen . . ."

Nein! er konnte es nicht — seine Augen schimmerten feucht . . : „Wenn Einem das Herz so recht siebenzehnjährig ist" — begann er . . .

Aber da kam der gute dicke Diener des Gambrinus und der Thalia und faßte ihn herzhaft und doch ehrerbietig am Arme und geleitete ihn zu seinem Ehrenplatz. Das Bankett begann. Ein schöner Gesang war an der Tafel, auch recht viele Reden wurden gehalten, theils über die Kunst im Allgemeinen, theils über einzelne verdiente Persönlichkeiten. Aus einer Dankrede des Bräumeisters an die Festgäste aus der Residenz war auch zu entnehmen, wen jene Sandsteinbüste mit den Allerweltszügen darstelle. „Die drei großen Dichter in Gyps," rief der Redner, „gehören der ganzen gebildeten Welt, besonders so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, und darum gehören sie auch uns. Der Vierte aber gehört wohl auch der ganzen Welt, aber dennoch kann unsere Stadt von ihm sagen, was der unsterbliche Schiller seine Jungfrau so wunderbar schön von ihrem Helm sagen läßt: ‚Mein ist der Mann und mir gehört er zu.' Darum ist auf meine Anordnung von unserem heimischen

Künstler, dem trefflichen Meyer, nach einer Photographie eigens für dieses Fest seine Büste in Sandstein ausgeführt worden. Dort steht sie und wie der Dichter sagt: „der Stein lebt!“ Sein Name? — „er schwebt auf aller Lippen,“ wie ein anderer Dichter sagt . . . O Genius, der Du in unserer Mitte sitzest, o Genius, der Du in unserer Stadt geboren bist, in der Klostergasse Nummer Neunzehn —“

In dieser Tonart ging es noch lange fort. Der arme Dichter wurde roth und bleich, bleich und roth, und eine Weile sah ich die Zornesader auf seiner Stirn bedrohlich schwellen. In der That ist für einen feinfühligen und verständigen Mann herbster Tadel, selbst plumpe Beleidigung nicht so empfindlich, als lächerliches und übermäßiges Lob. Aber der eifrige Redner war dabei so grenzenlos gutmüthig und so grenzenlos — — ich weiß es nicht höflich auszudrücken und drücke es darum lieber gar nicht aus. Kurz, man konnte dem Mann nicht ernstlich gram werden. Und so lächelte Felix allmählich, wie wir Anderen Alle, und schließlich bedankte er sich sogar, sehr kurz und sehr bescheiden, aber er bedankte sich doch für den freundlichen Empfang.

Am Abend sollte ein Ball den festlichen Tag würdig enden. Aber da bekamen wir rechtzeitig alle fünf Mann heftiges Kopfweh, schieden von unseren freundlichen Wirthen und wandelten unter Felix' Führung einem stillen und entlegenen Stadttheil zu, mit ihm die Stätten seiner Jugend zu grüßen. Da war die lateinische Schule, und

die Klostergasse und darin sein ärmliches Geburtshaus. Ein schönes blondlockiges Mägdlein, vielleicht zehnjährig, blickte hinaus. „Wer wohnt hier?“ fragte Felix. — „Der Tischler Jakobs.“ — „Seit wie lange?“ — „Seit immer.“ — „Wer hat vorher hier gewohnt?“ — „Niemand, immer wir.“ . . . Der Dichter lächelte traurig. „Mir ist zu Muth, wie Chidher, da er wiederkam — bis auf die ewige Jugend; ich habe nie so deutlich gefühlt, wie heute, daß die Höhe meines Lebens hinter mir liegt.“

Wir gingen weiter; immer stiller wurden die Straßen und wurden allmählich zu schmalen schattigen Wegen, die zwischen Gärten dahinführten. Nur zuweilen schimmerte ein Häuschen aus dem dichten Grün. Auch die Bauart wurde immer ländlicher und eines der Gebäude fiel uns schon von Weitem auf, so barok sah es aus. Es war lang, schmal, einstöckig; das Erdgeschoß gelb, das Stockwerk blau, das Ziegeldach roth bemalt und in allen drei Farben zugleich schimmerte die Freitreppe, welche zum Stockwerk emporführte. Zwei mächtige Linden beschatteten das seltsame Haus; auf einer grünen Gartenbank davor saß eine Greisin und las.

„Richtig! sie lebt noch!“ rief Felix freudig. Dann trat er an's Staket: „Fräulein Aurora, wie steht's um die Kunst?“

„Immer schlechter!“ scholl blitzschnell die Antwort zurück; sie mochte eben so stereotyp sein, wie die Frage. Denn nun erst legte die Greisin das Buch hin — es war ein Manuscript — beschattete einen Augenblick die Augen

mit der Hand und richtete dann den Blick fragend auf Felix.

Er nannte seinen Namen.

„Der Herr Doctor!“ rief sie und kam rasch herangehüpft. Denn so alt sie war — sehr alt, das wies ihr tausendfach durchfurchtes Antlitz, so jugendlich waren ihre Bewegungen. Auch die dunklen Augen blickten scharf und munter. Sie war hell gekleidet und trug ein Röschen an der Stelle des Busens. Auch die Wangen schimmerten in einem Roth, das ein wenig verdächtig war. Doch war der Gesammteindruck kein widriger, nur etwas lächerlich . . .

„Der Herr Doctor!“ wiederholte sie. „O die Ehre! Ich bitte doch näher! Ich wußte schon aus der Zeitung, daß man Sie erwartete! Bei dem Feste war ich nicht — man hat mich nicht ausdrücklich geladen! Es ist komisch, es ist lächerlich, es ist unglaublich, aber es ist so — mich hat man nicht eingeladen!! . . . Uebrigens: mir kann es recht sein, wenn man auch formell andeutet, daß man mit den alten ruhmvollen Traditionen des deutschen Theaters brechen will! Und dann — was soll der neue Bau? — hofft man durch derlei die Kunst zu heben?... „Liebe Aurora!“ sagte einmal Ludwig Devrient zu mir, als ich mich weigerte, mit ihm an einer Bühne zweiten Ranges zu gastiren, „wir großen Künstler adeln eine Scheune zur Hofbühne, und Stümper degradiren eine Hofbühne zur Scheune.“ „Liebe Aurora,“ sagte er, „merke Dir's, Du junges Ding:

„Nicht wo man spielt, nein wie man spielt, das richtet!" Freilich! heutzutage muß äußerer Glanz den inneren Verfall decken!"

Sie schöpfte Athem. Felix versuchte eine Frage, aber sie ertrank kläglich in den Fluthen dieses Redestroms.

„O lieber Doctor! wie bedauere ich Sie und die Jugend überhaupt! Die älteren Leute können doch mindestens von der Erinnerung an uns zehren, aber Ihr Aermsten könnt ja kaum wissen, daß die Schauspielkunst eine Kunst ist! . . . Schlechte Kräfte, schlechte Stücke — es ist wahrhaftig betrüblich! Denn die modernen Dichter taugen auch nichts. Todt sind Raupach, Iffland und der göttliche Kotzebue. O! wer vermag heute noch eine „Gurli" zu schaffen! Oder, da lese ich eben noch einmal meine Rolle als „Pfefferrösel" — welcher Schwung! welche Kraft! Ja! die Birch-Pfeiffer, das war noch die letzte neuere Kraft, welche Rollen zu schreiben verstand. Das heißt" — sie unterbrach sich etwas verlegen und schlug sich dann recht schelmisch auf den Mund. „Und das sag' ich Ihnen . . ."

Wir lachten laut, Felix am herzlichsten. „O, bitte, es ist ja nur die Wahrheit . . ."

„Nein! nein!" tröstete sie. „Sie haben Talent, Doctor, Sie haben Poesie! Mit einem Kotzebue darf man Sie nicht vergleichen, aber Poesie haben Sie doch! Und wissen Sie, wer das zuerst erkannt hat? Ich! Wahrhaftig ja! Erinnern Sie sich noch, wie Sie damals im Frühling

zu mir kamen, kaum daß die Waldeck fortgezogen, und Etwas, was immer, aus ihrem Zimmer zu besitzen wünschten? Sie stotterten so, daß ich Sie kaum verstand. „Haben Sie das Mädchen je gesprochen?“ fragte ich. — „Nein, aber auf der Bühne . . .“ Du lieber Gott! Sie zitterten förmlich aus lauter Begeisterung. „Dann sind Sie ja ein poetischer Mensch,“ sagte ich und gab Ihnen einen Topf mit einer gefüllten Nelke. Und das zerfetzte Rollenheft, welches die Waldeck zurückgelassen hatte, bekamen Sie obendrauf. Und als Sie nach dem Preise fragten — „von einem so poetischen Menschen nehme ich kein Geld!“ Wahrhaftig! so sprach ich —

„Denn schnöder Mammon stand mir nie so hoch,
Als dankbar Pochen eines jungen Busens —“

Und meiner Freundin, der Directorin — sie hatte ein winziges Talent und riesige Prätensionen, nun, Gott habe sie selig! — der sagte ich also am selben Abend: „Heute war ein junger Mann bei mir, der war wirklich sehr poetisch, sozusagen ein junger Poet!“ — „Wegen der Waldeck!“ meinte sie geringschätzig, „das kann höchstens ein junger Esel sein!“ Aber da sprach nur der Zorn aus ihr, weil sie die Waldeck verloren hatte. Das war wirklich ein talentvolles Kind! . . . Aber was sehe ich, Doctor, Sie wechseln ja die Farbe! Erinnern Sie sich denn überhaupt noch an das schöne, wilde Ding? Wissen Sie auch, was aus ihr geworden ist?“

„Nein!“ erwiderte er. Und sehr bestimmt fügte er hinzu: „Ich wünsche es auch nicht zu erfahren . . .“

„Aber warum denn nicht? O Isis und Osiris! was doch die Dichter wunderlich sind! Einen ganz ähnlichen Zug erzählte mir einst Tieck in Dresden von Clemens Brentano! . . . Aber es ist ja kaum möglich, daß Sie nichts von ihr erfahren haben! Die Waldeck und die berühmte M., Hanna M.," — sie nannte einen Namen, der in der That berühmt war — „sind ja eine und dieselbe Person. Nachdem sie sich an eine Hofbühne emporgearbeitet, nahm sie den neuen Namen an — ihre Vergangenheit war ihr verhaßt; sie war ein seltsames Mädchen, eigentlich auch so eine poetische Natur . . Und diesen neuen Namen machte sie in wenigen Jahren berühmt. Zehnmal hätte sie einen Millionär heirathen können und zwanzigmal einen Grafen, aber sie mochte nicht — ganz, wie einst ich! — sie lebte nur der Kunst. Die Männer soll sie in jener Zeit überhaupt ganz entsetzlich behandelt haben. Aber sie war zu ehrgeizig, und studirte und spielte über die Kräfte; kein Triumph war ihr genug und selbst der größte Triumph machte sie nicht glücklich. Man sagt ihr nach, daß sie nur auf der Bühne gelächelt hat . . . Nun, sie ertrug solche Anstrengungen nicht lange, just als sie auf der Höhe des Ruhmes war, fiel sie in ein hitziges Fieber und starb nach wenigen Tagen . . . Aber erzähle ich Ihnen da wirklich Neuigkeiten?"

„Ja!" erwiderte Felix leise. Er war sehr bleich geworden.

„Aber wollen die Herren nicht eintreten?"

„Ein andermal, Fräulein Aurora! Leben Sie recht wohl. Und wenn ich wieder einmal vorbeikomme, dann sprechen wir nicht mehr von der Vergangenheit! Lieber von der Zukunft, selbst wenn sie" — und er lächelte, aber recht mühsam — „selbst wenn sie so traurig ist, wie die Zukunft des deutschen Theaters."

Wir gingen. „Wer ist die greise Jungfrau?" fragte Einer, als wir außer Hörweite waren.

„Fräulein Aurora L. Sie war einst eine beliebte Naive und hat in der That mit Devrient gespielt und mit Tieck verkehrt. Als sie alterte, wurde sie sentimental, bis sie im Lauf der Zeiten als komische Alte wieder munter werden durfte. Zum Glück hatte sie sich so viel erspart, daß sie sich das Häuschen hier kaufen und nach ihrem Geschmack herausputzen konnte. Da lebt sie nun — gleichfalls nach ihrem aparten Geschmack. Im ersten Stock wohnen regelmäßig einige Schauspielerinnen der hiesigen Bühne. Sie hat wenig davon, die gute Seele, außer vielleicht den Trost, daß sie dem deutschen Volke noch immer durch keine gleich würdige Kraft ersetzt ist..."

„Und was war's denn mit jener gefüllten Nelke?"

„Ganz, wie sie erzählt. Nur war sie freilich nicht die Erste, welche mich einen poetischen Menschen nannte."

„Und wer war die Erste?"

„Das Mädchen, von dem sie erzählte."

„Die M.?"

„Die habe ich nie gekannt. Und vielleicht war es gut so, obwohl es mir momentan sehr bitter erscheinen

will, daß ich der berühmten Künstlerin nie begegnen durfte ... Ich meine die arme, unberühmte Rosa Waldeck — die braune Rosa ..."

„Aber auch mit der hast Du ja nie gesprochen?"

„O doch! ... Aber wozu solche Erinnerungen aufrühren? ... Todt ist todt! ... Und was Ihr da vor Euch seht, lebt und ist schön genug."

Ich weiß nicht, was er da zunächst im Auge hatte, ob die beiden blonden, schlanken Mädchen, die uns just entgegenkamen, oder den schönen Ausblick, der sich uns bei jedem Schritte breiter und freier gestaltete. Denn der Weg war unmerklich eine Höhe hinangeklommen, wir standen nahe dem Gipfel und als wir ihn erreicht, da bot sich uns ein Landschaftsbild, nicht überwältigend durch seine Erhabenheit, aber unsäglich reizvoll. Zu unseren Füßen rauschte der Strom, den eine sanfte Hügelkette geleitete, und an ihrem Abhang und drunten im Thal inmitten grüner Auen lag die freundliche Stadt und schimmerte weiß, mit farbigen Pünktlein dazwischen, zu uns empor. Jenseits des Stromes aber gelbwogende Felder und tiefgrüne Streifen Waldes, die immer dichter zusammentraten, je ferner unserem Standpunkt, bis sich schließlich ein dunkler Gürtel um den Fuß der fernen Bergdecke im Süden legte, welche dunkelblau emporragte in das milde Roth des Himmels: ein schöner Rahmen für das schöne Bild. Und über all' dieser Schöne lag das satte Gold der Abendsonne, sänftigte den Wiederstreit der Farben und schmolz Alles in leuchtende Harmonie. Nur

da, woher der Strom kam, im Westen, stand eine mächtige Wolkenbank über dem breiten Thal, und schimmerte in grellstem Purpur, wie ein wilder, leidenschaftlicher Abschiedsgruß des scheidenden Sonnengottes . . .

Wir standen lange da und schauten. Es geht Einem mit jenem Stück deutscher Erde kaum anders als mit den Menschen, die darauf wohnen. Bewundern kann man sie nicht, denn es ist wenig Ernst, Kraft und Größe in ihnen, aber lieb haben muß man sie — ob man will, ob nicht — um ihrer hellen Anmuth, um ihrer heitern Bescheidenheit willen. Auch sind sie ja in vielen Stücken sehr tüchtig, nur daß sie dies in ihrer schlichten Art nicht stolz betonen. Darin gleichen sie dem Wein, welchen sie ziehen. Wie kann er das Herz erfreuen und süße Gluth in die Adern gießen! Aber wer ihn nur so obenhin verkostet, dem mag er leicht gehaltlos erscheinen . . .

So verknüpfen sich mir die bescheidenen Betrachtungen unwillkürlich, weil ich der stillen Freuden gedenke, welche uns jener schöne Abend brachte. Da lag nämlich nahe jenem Aussichtspunkt ein kleines Haus mit großem Garten und sehr großem Keller — „Zum guten Tropfen" wies das kleine Schild ob der Pforte seinen selbstbewußten, aber wohlverdienten Namen. Ganz versteckt lag das Häuschen im Schatten mächtiger Linden; wir hätten es ohne Führung unseres eingeborenen Hauptes kaum erkundet. Nun aber saßen wir da behaglich im höchsten und stillsten Winkel des Gartens, tranken einen trefflichen herben, duftigen Landwein, führten vernünftige und an-

genehme Gespräche, und sahen zu, wie langsam die warme Gluth verglomm und ein anderes Licht allmächtig ward über der Erde, das kalte, weiße Licht des Mondes.

Wir konnten deutlich sehen, wie es rang und sich den Sieg erstritt und dann zauberhaft seiner Herrschaft waltete, aber ich hüte mich wohl, das zu beschreiben. Und im Grunde gehört auch die Stimmung, die uns in jenen Stunden Herz und Hirn beherrschte, zu den Dingen, die nicht gut zu schildern sind. Sehr behaglich waren wir Alle und doch lebhaft angeregt und bereit, allem Schönen, Guten und Tiefen nachzugehen. So sprachen wir denn von der Herrin und Göttin, welcher wir Alle dienten, verschieden an Kraft, aber gleich an Begeisterung, von der Kunst — und wie hart und doch wie herrlich es sei, just in unseren Tagen ein Dichter zu sein. Denn abgestreift wird allmählich die Lüge, daß es sein Beruf, der Menschheit rosige Brillen aufzusetzen — ach! es nützt ja auch wenig! das Leben ist zu dunkel, als daß es alles Sonnengold aus einem Dichterherzen zu durchleuchten vermöchte! — und immer mächtiger wird die Erkenntniß unter allen Guten und Verständigen, daß nur jener ein echter Dichter ist, welcher den großen Muth und das große Herz hat, die Wahrheit zu sagen. Es gilt, aus neuem, hartem Leben den neuen Inhalt der Poesie festzustellen und da, wo ihr Stoff ein ewiger ist, die neuen Formen, in welche er gegossen ist, zu erkennen. Denn was ist sich gleich geblieben in diesem unerhörten, ungeheuren Wechsel? Etwa die Liebe! Und ob sogar die?! . . .

Jener aber, von dem wir gewohnt waren, sonst die reichste Anregung und das fruchtbarste Wort zu empfangen, war heute auffallend einsilbig. Und als wir von der Liebe zu reden begannen, verstummte er vollends. Uns Allen fiel es auf, aber nur Einer, sein vertrautester Freund — Georg mag er hier heißen — sprach schließlich davon und, wie es seine Art war, ohne jegliche Umschweife.

„Dich drückt etwas! Dich drückt die Geschichte von der gefüllten Nelke! Wir wissen ja Alle, wie es mit solchen „Jungen Leiden" geht. Dummheiten, aber das Herz regt sich leise und thut weh! Nun stehst Du aber nicht umsonst, von dem trefflichen Meyer in Sandstein ausgeführt, dicht neben dem großen Goethe! Das soll Dir ein Fingerzeig sein, ebenso klug und gut zu handeln, wie Dein Nachbar, der Olympier. Wenn den etwas drückte, so schrieb oder sprach er sich's vom Herzen! Thu' auch Du ein Gleiches. Erzähle uns, wie die „braune Rosa" in Dir das große Lumen entdeckt hat!"

Felix sah ihn einen Augenblick starr an, wie befremdet, und schüttelte den Kopf. Aber er war ein viel zu wahrer und geistvoller Mensch, um sich etwa zu zieren. Und darum sagte er schließlich: „Ich will's versuchen." Und nach einer Weile begann er in einem Ton, in welchem sich seltsam und rührend Heiterkeit und Wehmuth mischten:

„Es ist nun lange her, volle zweiundzwanzig Jahre. Ich war ein junger Mensch, siebzehn, achtzehn Jahre alt

und ein ganz unsäglich glücklicher Bursche. In der Schule ging es gut und die Leute liebten mich, ich darf sagen: alle Leute. Geld hatte ich keines, aber ich war auch nicht darauf erzogen, dergleichen als Requisit zum Glücklichsein zu betrachten. Uebrigens verachtete ich auch das Geld ganz fürchterlich, erstens weil ich ihm im Hinblick auf einige Gefährten steif und fest eine verdummende Kraft zuschrieb, und zweitens, weil ich es gar so blind und ungerecht in der Welt umherrollen sah. Meine Mutter war arm! — damit war für mich der Stab über die Fortuna gebrochen, im Grunde sogar über den lieben Gott! Denn wenn es nach Verdienst ginge, sagt' ich mir, dann müßte ja diese herrliche Frau die Allerreichste sein! Für meine Mutter schwärmte ich aus tiefstem Herzen, und nie ist eine Liebe begründeter gewesen. Dieser edlen, schlichten, muthigen Frau danke ich Alles; ihr danke ich, daß in der Folge die guten Geister über meinem Leben walteten, es harmonisch fügten und in's Licht hoben; ihr danke ich für meine Jünglingszeit, daß mir die Noth keine einzige Herzensblüthe zerstückte, daß ich in all' meiner Armuth neidlos und unverderbt blieb. Und wie fröhlich! Es ist mir jetzt fast räthselhaft, warum ich damals eigentlich so glücklich war! Den Tag über Schüler oder Anderer Lehrer, tausendfach gefesselt, anscheinend aller Freuden baar, und dabei frei und fröhlich wie eine Lerche! Wenn ich so an meine Morgenstunden denke, droben in meiner Dachkammer, von Sonnenaufgang bis die Schule anhob — Schöneres kann ja nie ein Mensch erlebt haben!...

Wie gesagt, es ist mir räthselhaft, fast komisch! In jenen Jahren ist eben Athmen Glück genug; jeder Herzschlag bringt ja der Zukunft näher, dem stolzen, schimmernden Avalun, wo alle Träume Wahrheit werden! An meiner künftigen Berühmtheit zweifelte ich selbstverständlich nicht — davon ist jeder überzeugt, der in Secunda sitzt. Ueber meinen Weg zum Ruhme war ich freilich minder klar. Daß ich je ein Dichter werden könnte, fiel mir in meinen kühnsten Träumen nicht bei, ich dachte nie an einen Reim. Erst ein Wort aus fremdem Munde rüttelte mich auf und warf mich in einen Strom rastlosen Strebens, der mich denn auch an ein bescheiden Ziel getragen hat, freilich an kein solches, welches mir selbst genügte! Mein Bestes und Tiefstes habe ich noch nicht ausgesprochen, werd' es wohl auch nie vermögen. Das ist Menschenloos; ich glaube, es ist noch keinem Sterblichen besser ergangen . . . Aber — das ist ein Schatten, und ich erzähle ja aus einer Zeit, in welcher mir alles Leben eitel Licht und Duft war! Ja! es war mir in jenen Morgenstunden nicht anders zu Muthe, als Roland, dem jungen Helden: auch mir war's, als könnte ich die Morgenröthe auf meinen Hut stecken und den Frühling umarmen! . . .

Daß Anderes auf Erden lebt, was zu umarmen noch viel angenehmer ist davon schwante mir damals nur sehr Unklares. Ich habe die Liebe später bekommen, als andere Leute, als insbesondere meine Gefährten. Denn für den Gymnasiasten ereignet sich die erste Liebe in Ober-Tertia: der Cursus im Herzweh fällt mit dem Tanzcursus

zusammen. Fritz und Minna beginnen in der dritten Position sachte zu glühen und drücken einander während der Quadrille zum ersten Male die Hand, bis schließlich der letzte Cotillon die Höhe dieses etwas geringfügigen Liebesglücks herbeiführt und das Ende dazu. Ich hatte nie eine solche Minna, weil ich mir den Luxus eines Tanzcursus nicht erlauben durfte. Aber weit entfernt, dies zu beklagen, verspottete ich im Gegentheil jeden Fritz so grimmig, als es meine Gutmüthigkeit erlaubte. Denn ich hielt es für Schwäche, sich einer bösen Gewohnheit hinzugeben, die schließlich doch nur zu Müssigang und Versen führte. Gleichwohl und wahrscheinlich deshalb, weil von mir so ganz und gar keine Concurrenz zu befürchten, war ich der Vertraute von etwa hundert stillen Gluthen. Das machte mich doch auch neugierig und ich probirte das Verlieben. Dorothea hieß sie, und wohnte mir gegenüber, und dick und dumm war sie, und jung und hübsch. Es ging aber trotzdem nicht; ich brachte es nicht einmal zu einem anständigen Herzklopfen. Da gab ich's auf, halb stolz, halb betrübt darüber, ein herzloser Mensch zu sein.

Das war ich aber nicht. Und das Herz in meiner Brust war sogar sehr siebzehnjährig!

Im nächsten Herbste sollte sich dies erweisen. Die Schwalben zogen fort, die Schauspieler zogen ein. Wieder leuchtete allnachmittäglich die Nase der Directorin vom Balkon des „Rothen Ochsen" herab, wieder schlich Johann Nepomuk Hinterhuber sinnend durch die Straßen und scandirte

an den Fingern die Stanzen des Prolog's zur ersten Vorstellung. Johann Nepomuk Hinterhuber — das war unser Stadtpoet und Publizist, der Redacteur unseres Localblatts, die Stimme der öffentlichen Meinung in Vers und Prosa — ein kleines, sehr komisches, sehr unglückliches Männchen. Stolz war er einst ausgefahren nach dem Zaubereiland des Ruhms, um auf einer kleinen Sandbank erbärmlich zu scheitern. Im Sommer erschien ihm regelmäßig sein Leben nicht werth, gelebt zu werden, aber im Herbste gingen ihm stets zwei neue Sterne auf: die Hoffnung, sein Trauerspiel: „Der Untergang von Bagdad" aufgeführt zu sehen, und die schwärmerische Neigung für irgend eine weibliche Bühnenkraft. Ersteres gelang ihm endlich, nachdem er die Directorin einmal „die Semiramis der deutschen Schauspielkunst" genannt, aber ach! — es soll ein sehr heiterer Abend gewesen sein . . . Und was jene Neigungen betrifft, so war er da vollends immer so unglücklich, als er überhaupt in seiner Machtfülle — der einzige Recensent! — werden konnte. Dabei hatte er alljährlich ein Dutzend Primaner zu ungefährlichen Rivalen. Denn für die Schauspielerinnen zu schwärmen war ein Privileg der obersten Klasse, aber ein wenig beneidenswerthes. Denn diese Damen konnten sämmtlich auf eine sehr lange Reihe künstlerischer Triumphe zurückblicken. Es war dies eine kleine Schwäche unserer Semiramis, welche übrigens Susanna Reichelberger hieß.

Aber in jenem Jahr ereignete sich eine Ausnahme. Eine Schauspielerin, hörte man bald, sei unerhört jung

und unerhört hübsch. „O wie sie schön ist, die Waldeck!“ flötete Hinterhuber und seine Augen drehten sich dabei um ihre Achse, „ein Engel, nein! ein Teufel, aber das schönste Geschöpf dieser Erde!“ — „Wie die blonde Hohensee?“ fragte Einer boshaft und rührte damit an die Wunde, welche die vorige Saison diesem empfänglichen Herzen geschlagen. — „Lästern Sie nicht Gott!“ rief das Männchen, „vergleichen Sie nicht einen blassen Kometen mit der ewigen Sonne!“ Folgte eine Personsbeschreibung in jenen satten Farben, die nur diesem Dichter zu Gebote standen. Endlich Andeutungen über ihr Leben. Gute Familie — böse Stiefmutter — stolzes Herz — Drang zur Kunst — erbärmliche Schmieren — Scharfblick der Frau Reichelberger, welche die Perle entdeckt. Das war auch so ziemlich die Wahrheit, obgleich ich damals stark das Gegentheil vermuthete. „Geben Sie Acht!“ schloß er, „dieses Debut wird ein unvergeßlicher Abend!“

Bezüglich eines Menschen, der schüchtern zur Seite stand und diesem Gefühlsausbruch lauschte, hat Hinterhuber recht prophezeit. Ich werde jenen Abend nie vergessen. Zwar ließ sich der Anfang recht vergeßbar an: ein Prolog Hinterhuber's, dann irgend ein Lustspiel. Aber darauf als zweites Stück „Christoph und Renata“ und in der Rolle des „Christoph“ die Waldeck! Ihr habt wohl die Comödie nie gesehen, ein kindisches, französisches Rührstück. Ein verwaistes Geschwisterpaar pilgert nach Paris; Renata ist fünfzehnjährig und hat manche Anfechtungen zu bestehen, aus welchen sie der sechzehnjährige

Christoph, ein tapferer Creolenknabe, mannhaft errettet. Unserer Renata-Hohensee sah man die fünfzehn Jahre nicht an und konnte die Handlung überhaupt nur dann begreiflich finden, wenn man bei ihren Verfolgern sehr schlechten Geschmack voraussetzte. Aber dieser Christoph! Hei! wie das wilde, heiße Ding hervortrat, nein! hervorsprang, die prächtigen Formen in das enge Knabengewand gepreßt, das schöne Antlitz stolz erhoben, die hellen Augen blitzend von Muth und Kühnheit! Hei! wie sie trotzig, wild, natürlich, so gar nicht wie die Anderen, zu rufen begann mit ihrer tiefen, metallenen Stimme ... Einen Augenblick blieb es still, dann ein verwundertes Aufflüstern, und rasch und jäh begannen die guten Leute zu klatschen, was sie konnten. Ich aber klatschte nicht, ich regte mich nicht, mir war's, als hätt' ich einen Schlag auf's Herz bekommen, einen Augenblick stand es still, dann begannen mir die Pulse rasend zu hämmern, bis wieder das Herz anhub mit dumpfen, schweren Schlägen. Roth und blaß ward ich und wieder roth, und schaute starr hinab und den Athem hielt ich an. All mein Leben war nur noch in den Augen und Ohren. Erst als sie abtrat, wich theilweis die Verzauberung; ich athmete auf und strich mir über die Stirne, als erwachte ich eben. Aber ich mochte nicht auf die Bühne hinblicken, es schien mir nicht der Mühe werth, da sie nicht da war. Und als sie wiederkam, dasselbe jähe Aufsieden des Blutes, dieselbe unsägliche Anspannung aller Sinne, sie ganz zu fassen und in mich zu saugen. Dabei gerieth ich unwillkürlich auf ein

thörichtes Spiel, bald schloß ich die Augen, um nur ihre Stimme zu hören, bald stopfte ich die Finger in die Ohren, sie nur zu sehen. Und als sich der Vorhang zum Schluß senkte — eine Empfindung, als bräche urplötzlich bängste, finsterste Dunkelheit herein.

Seufzend schlich ich heim, schlief wenig und fuhr viele Male aus tollsten Träumen auf. In der That fieberte nicht blos meine Seele, sondern auch mein Körper. Unter gleicher heftigster Erschütterung mag selten genug ein junger Mensch sein Herz entdeckt haben. Warum es sich hier so fügte, lag wohl, abgesehen von mir, darin, daß das Mädchen so sehr schön war. Wie eine Flamme war es, welche Fleisch und Blut geworden und nun vor den Augen armer Sterblicher hin- und herflackerte, sie zu bethören. Bis heute habe ich kein schöneres, sogar kein gleich schönes Geschöpf gesehen. Das mag statt einer Beschreibung gelten — es malt sich ja auch weit Geringeres solcher Art mit Worten schlecht. Nur so viel, daß ihre strahlende, blaue Augen in einem dunklen Antlitz standen, um welches tausend Löckchen tanzten, wie tolle Schlangen.

Von welcher Farbe dies Haar sei, darüber wurde am nächsten Tage lebhaft in der Schule gestritten, aber ich that nicht mit, erstens, weil ich dabei gar zu roth wurde, und zweitens, weil ich es nicht einmal recht wußte. Nur Eines wußte ich: so, wie nun einmal dies Mädchen war, so machte mir ihr Anblick oder ein Gedanke dieses Anblicks das Herz zucken und das Blut kochen. Von dem Dämmer

fieberhaften, unsäglichen, nimmer rastenden Sehnens war mein Bewußtsein umhüllt. Nur zuweilen ermannte ich mich und dann war mein erster und letzter Gedanke: „Wie konnte das nur kommen? Was geht mit mir vor?" Auch in's Empfinden ging mir das über und ich fühlte stets, bald leiser, bald stärker, daß ein Fremdes, Wunderliches, Räthselhaftes in mir geboren worden und jählings Macht über mich erhalten, ein Fremdes, was mich schier wie ein Feindliches berührte. So gerieth ich oft auch in tiefstes Mitleid mit mir, etwa wie ein Mensch, der sich ohne Verschulden von gefährlicher Krankheit befallen sieht. Ich erinnere mich, wie ich einmal geraume Zeit in meiner Dachkammer auf- und abging und erst verwundert, dann wild und schließlich unter bitteren Thränen immer und immer wiederholte: „Ich liebe! . . . ich liebe!" Aber es war nicht etwa der Schmerz darüber, daß meine Liebe so thöricht sei, daß sie einsam und unerwidert dahinsterben müsse. Daran dachte ich wahrhaftig nicht; ich hatte auch so schon genug mit mir zu thun und zog das Mädchen vielleicht in meine Träume, aber sicherlich nicht in kühne Erwägungen hinein. Wohl wünschte ich sehnlich, ihr einmal gegenüberzustehen und ihr zu sagen — aber was ich ihr sagen wollte, wußte ich wahrhaftig nicht. Bis zur Zeit, da es mir einfiel, schien es mir Glück genug, sie von Ferne zu sehen. Aber selbst dies anspruchslose Glück zu genießen, fand ich nicht immer den Muth. Im Theater war ich natürlich, so oft sie spielte, und an dem Häuschen der Aurora, wo sie im ersten Stock wohnte,

ging ich oft genug vorbei. Aber wenn ich gegen die Mittagsstunde die Gelegenheit erlauerte, sie aus der Probe heimkehren zu sehen, ließ mich mein Muth im Stich und ich meinen Posten, sofern nur von Ferne das Rauschen ihres Kleides tönte. Ihr auf der Straße geradeaus in's schöne, lebhaft bewegte Antlitz zu sehen, dünkte mich eine gleiche physische Unmöglichkeit, wie etwa in die Sonne zu schauen. Als ich einst an einem trüben, stürmischen Nachmittag um eine Ecke bog und ihr da jählings und unvermuthet begegnete, erfaßte mich so heftiger Schreck, daß ich mich an eine Klinke halten mußte, um aufrecht zu bleiben. Sie blickte mich erstaunt an, wahrscheinlich, weil ihr meine jähe Bläſſe auffiel, und ging rasch vorbei. Auch blickte sie noch einmal zurück und es schien mir, als hätte sie dabei sehr spöttisch gelächelt. Von da ab traute ich mich gar nicht mehr, ihr auf der Straße zu begegnen. Und als sie einmal eine Woche lang nicht auf der Bühne beschäftigt gewesen und ich die Sehnsucht gar nicht bezwingen konnte, da wartete ich — es war der erste, kalte, klare, weiße Wintertag — geduldig und regungslos eine Stunde, aber als nun endlich der wohlbekannte, braune Mantel durch die entlaubten Zweige schimmerte, lief ich davon, den Berg hinan, setzte mich da oben auf eine Bank hin und weinte lange bitterlich, als ob mir das Herz brechen wollte . . .

So thöricht und unbemerkt hatte sich meine Schwärmerei durch mehrere Wochen fortgesponnen und hätte wohl noch mehrere Monate gewährt, um endlich

nach Schluß der Theater-Saison stückweise von mir abzufallen und in die Gruft zu sinken, wenn nicht ein sonderbares Zusammentreffen es anders gefügt und der weinerlichen Historie einen jähen und herben Abschluß gegeben hätte.

So schwach ich gegen mich war, wenn ich mich unbemerkt wußte, so fest und hart beherrschte ich mich in Gegenwart Dritter. Meine Pflicht that ich, gegen meine Lehrer und meine Schüler, freilich freudlos und befangen, aber ich erfüllte sie pünktlich. So ahnte wohl nur meine Mutter, daß mich etwas drückte, schüttelte wohl auch bedenklich den Kopf, war aber doch weit entfernt, die Wahrheit zu ahnen. Noch minder ahnten's meine Schulgefährten. Da sollte es Einer von ihnen erfahren, ganz deutlich und in einer Art, die er schwerlich wieder vergessen haben wird.

Ich sagte schon, es war ein Privileg der Prima, für die Schauspielerinnen zu schwärmen. In früheren Jahren hatten sie sich in Parteien getheilt, je nach der Vorliebe für diese oder jene reife Schönheit; es ging sogar die unverbürgte Sage, daß Semiramis selbst einiger Begeisterung theilhaftig geworden. Aber die Parteiungen hatten heuer ein Ende: „Rosa Waldeck!" hallte das Feldgeschrei vom Primus bis zum Ultimus. Wir lasen gerade die „Antigone" des Sophokles, aber der Name Rosa ist in unseren heiligen Hallen viel häufiger ausgesprochen worden als jener klassische. Ich selbst schwieg; lieber hätte ich mir die Zunge abgebissen, als Anderen das tiefgeheime,

süße Weh verrathen, welches mir das arme, hilflose, junge Herz durchwühlte. Darum galt ich auch diesmal als der Fühllose, als der Mensch, der in Dingen der Liebe überhaupt nicht mitzählte. Wieder ward ich der Vertraute vieler flammenden Herzen, und es ward mir seltsam zu Muthe, wenn ich so aus Anderer Munde hörte, was mich selbst viel schmerzlicher und stürmischer durchtobte. Seltsam wohl, aber nicht peinlich. Was hätt' es mich auch härter anrühren sollen, wenn die guten Jungen Akrosticha machten, im Theater rasend klatschten oder das bunte Haus der „alten Morgenröthe" — die gute Aurora hieß nicht anders — von ferne blokirten?!

Nur Einer war glücklicher, just der Dümmste unter uns, ein Freiherr von Falkenberg, auch Baron Windhund genannt. Der Name paßte trefflich, ganz trefflich paßte er für dieses Subject . . . Ihr lächelt, meine Freunde? Ihr findet es komisch, daß ich den Groll aus der Knabenzeit so lange wahre? Nun — ihn selbst haben mir die Jahre gleichgiltig gemacht, aber die Art hasse ich noch heute tödtlich, diese hochfahrenden, ausgemergelten, blutjungen Greise . . . Uebrigens war Baron Windhund eigentlich nur der Nachahmer, der Sklave seines älteren Bruders Georg, des „Baron Bulldogg." Das war ein dick und kurz gerathener Landjunker mit struppigem, schwarzem Haar und Bart, ein roher Mensch, der furchtbar viel trank, der Roué der Stadt, wo er stets den Winter zubrachte. Der Name wird Euch bekannt klingen, er ist derselbe Mann, der heute im Landtage die fromme Partei

führt. Aber damals war er minder fromm, und aus purer Langeweile, weil es sonst an ebenbürtiger Gesellschaft fehlte, weihte er den jüngeren Bruder in seine sauberen Mysterien ein, was natürlich den armen Windhund nur noch dünner, gelber und magerer machte. Aber Viele von uns blickten just darum bewundernd zu ihm empor. Er galt als ein Orakel des vornehmen Tons und hatte eine Art Hofstaat.

Ihm und seinem Hofstaat nun begegnete ich einmal, an einem schönen, sonnigen Wintertage, dem ersten der Weihnachtsferien, Vormittags auf dem Eise. Die Rede kam auf die „vornehme Welt" . . . „War gestern ganz superber Abend," näselte der Windhund. „Waldeck, Hohensee, Bruder und ich. Veuve Cliquot in Strömen. Kleines blaues Zimmer im „Rothen Ochsen." Blitzmädel, die Waldeck. Gehört leider jetzt noch Bruder. Muß mich also mit Hohensee begnügen. Nun — auch nicht übel. Habe übrigens Georg's feierliches Versprechen: wenn er selbst Rosa überdrüssig, miethet sie für mich. Hoffe, geschieht bald. Kenne ihn. Besucht sie zu häufig — jeden Abend . . ."

Aber weiter kam er nicht; blitzschnell lag er am Boden, ich über ihm: das Knie auf seiner Brust, die Faust an seiner Kehle. In mir war etwas Fürchterliches wach geworden, und würde ich hundert Jahre alt, ich vergäße jene Secunde nicht. Mir war's, während er sprach, als hätte Jemand das Herz aus meiner Brust gerissen und schnitte es in Stücke und würfe die Stücke

in den Koth . . . Starr sah ich ihn an, dann legte sich ein rother Nebel um meine Augen. Und diese rothe Hülle blieb davor, während ich ihn niederriß und nach seinem Halse griff und ihn umkrallte. Ich hatte nur einen Gedanken: der Mensch, der das gesagt hat, muß sterben . . .

Vielleicht wär's damals um ihn geschehen und damit auch um mich, vielleicht wär' ich in jener Secunde zum Mörder geworden. Denn er konnte sich nicht wehren und ich hätte nicht von ihm gelassen. Aber da warfen sich die Anderen über uns, und so wüthend ich um mich hieb, sie machten ihn frei. „Er ist wahnsinnig geworden," riefen sie, bindet ihn!" — „Versucht es!" knirschte ich und sprang vor und ballte die Fäuste. Da nahmen sie den blutenden, halb bewußtlosen Menschen in die Mitte und zogen rasch ab. Sie haben mir später gestanden, daß sie sich sehr vor mir gefürchtet. Nicht etwa vor meinen Fäusten, aber vor meinem Blick. Es war, meinten sie, der helle Wahnsinn darin.

Vielleicht haben sie recht gesehen; ich bin in jenen Stunden wohl dem Wahnsinn nicht sehr fern gewesen. Ich habe nur dunkle Erinnerungen daran; wahrscheinlich bin ich ziellos in die Ebene hinaus gegangen, immer weiter, quer über die schneeigen Felder. Nicht Hunger noch Kälte empfand ich, nur ein Wühlen im Herzen, ein Würgen in der Kehle. Auch weiß ich gewiß, daß ich nicht geweint habe. Das hatte ich gekonnt, als ich kaum einen rechten Grund dazu hatte, damals waren mir die

Thränen eine bittere Lust gewesen. Nun wußte ich, daß ich unglücklich war, und warum ich unglücklich war. Und ich war sehr unglücklich! Noch heute faßt es mich wie Mitleid, wenn ich an den armen Jungen denke, der da mit zermalmtem Herzen und brennenden, thränenlosen Augen durch die winterliche Oede dahinging, kaum seiner selbst bewußt, noch minder eines Trostes für den ungeheueren Schmerz, daß ihm sein tiefstes Leben zerstückt war und im Kothe lag. Sehnlich, sehnlich wünschte ich mir den Tod und noch heute lächle ich nicht darüber, noch heute lächle ich nicht über diese dunkle Stunde meiner Jugend. Es war nicht etwa die Eifersucht allein, was sich jählings in mir aufreckte und Gift in mein Blut ergoß. Ich glaube, auch meine Sinnlichkeit war erst in jener Stunde in mir wach geworden und zähneknirschend fühlte ich ihre Macht. Denn jeder große und unverdiente Schmerz ruft dunkle und gemeine Triebe wach, besonders im jungen, hilflosen Herzen . . . Mich faßte wilde Wuth, daß ein Anderer genoß, was ich selbst in meinen heißesten Träumen zu begehren nicht gewagt, und zugleich ein wildes Weh, daß ich's jetzt selbst begehrte, erst recht begehrte, trotz alledem begehrte! . . . . O wie glücklich sind doch deine Freunde, fuhr es mir durch's Hirn, dieselben zahmen Gesellen, die du wegen ihrer Cotillon-Liebschaften verspottet hast. Es waren doch mindestens brave Mädchen, an welche sie ohne Erröthen denken dürfen; es war kein Schmerz dabei und kein wilder Wunsch. Ach! was ist das für ein Elend,

eine Unwürdige zu lieben! . . . Jählings faßte mich ein grimmiger Haß gegen das Mädchen! Wie eine Heilige habe ich sie verehrt und nun ist sie so schlecht! Mir war's, als müßte ich vor sie hintreten und zürnend mein Herz von ihr zurückfordern und all' die schönen Träume, mit welchen ich sie geschmückt. Aber ach! — ich hatte ja nicht das geringste Recht dazu, sie wußte ja nichts von mir und meiner Liebe! Und wenn sie es erführe, sie würde ja nur lachen, lachen und es dem Baron erzählen! . . . Und stöhnend warf ich mich nieder und drückte mein Antlitz in den Schnee. Und dann trieb es mich wieder auf und ich floh, floh vor mir selbst. Aber ich entfloh mir nicht und fühlte immer und immer den Abgrund, der sich in meinem Innern aufgethan und alle meine Freuden verschlungen und selbst jene leisen, süßen Schmerzen, an welchen ich bis dahin still und bewegt getragen . . . ."

Felix athmete tief auf und hielt inne. Er hatte das Letzte hastig und mit zitternder Stimme erzählt, fast als stünde er noch im Banne jener jähen, leidvollen Stimmungen. Aber wir wunderten uns nicht darüber und fanden auch nichts an seinen Worten überschwenglich. Seine Geschichte und die Stille der Nacht und der liebe Mond weckten in Jedem von uns die Erinnerung an die liebste Todte unseres Herzens: an die eigene Jugendliebe. Und wie nun der Erzähler schwieg, begann unfern im Busch die Nachtigall zu schlagen, so leidenschaftlich, süß

und wild, als wolle sie in Tönen dasselbe klagen, was er so eben in Worte gefaßt . . .

Nur Einer blieb kälter oder schien es doch so. Das war Georg. Er schüttelte den Kopf und fragte: „Aber, Geliebtester, dachtest Du denn gar nicht daran, daß Herr Baron Windhund auch gelogen haben könnte?!“

„Nein!“ erwiderte Felix, „das fiel mir nicht bei. Und nur deshalb schlug ich ihn nieder, weil ich's für wahr hielt und weil ihm die Wahrheit so wohl that, mir aber so entsetzlich weh. Was war auch Unglaubliches daran? Eine Schauspielerin! — ich hätte kein Kind unserer Stadt sein müssen, um derlei nicht höchst plausibel zu finden . . . Und weiter ging ich und weiter . . . Aber der Hunger und die Kälte machten mich endlich mürbe, auch neigte der wüste Tag seinem Ende zu. Bang blickte ich aus, schon wollte mich meine Kraft verlassen, als ich endlich auf Häuser stieß. Es war ein Dorf, wohin ich gekommen, die zweite Station der südlichen Bahn, an die drei Meilen von hier. Da aß und trank ich und wärmte die Glieder. Die alte Wirthsfrau trug selber auf und ab, sah mich von der Seite an und schüttelte den Kopf. „Der sieht schlimm aus,“ hörte ich sie sagen, „so jung und schon so traurige Augen.“ Und fragte mich darauf: „Seid Ihr etwa krank?“ Das brachte mir in Erinnerung, wie schwer sich wohl schon bisher die Mutter um mich geängstigt und wie tief ich sie kränken würde, wenn ich so verwüstet heimkehrte. „Du mußt weiter leben!“ sagte ich zu mir, und — allen Ernstes! wie ein

Held kam ich mir vor, als ich diesen Entschluß faßte. Aber wie den Schlag verwinden? Und wie ich so nach Trostgründen haschte, erst da fiel es mir bei, daß ich ja noch nicht wußte, ob Falkenberg wahr gesprochen. Ach! alles Blut schoß mir in's Gesicht vor heller Freude, wenn ich daran dachte, daß vielleicht Alles Lüge, daß ich das Mädchen wieder würde so verehren dürfen wie bisher. „Ich will ihr Haus bewachen," sprach ich laut vor mich hin, „ich will sehen, ob er aus- und eingeht!" Dieser Entschluß blieb, aber die freudige Hoffnung ging rasch vorbei, und bald war ich wieder just so verzweifelt wie am Morgen.

Ich ging zum kleinen Bahnhof und wartete den Postzug ab und fuhr heim. Ich erinnere mich, daß in demselben Coupé zwei Handwerksbursche saßen, und wie Einer dem Andern klagte, die Margareth habe sich nun auch mit den Soldaten eingelassen, und das schmerze ihn recht im Herzen, besser, sie wäre todt . . . Ich nickte still dazu und lehnte das Haupt an die Holzwand und schloß die Augen. Aber ich wurde die Worte nicht los, und als ich auf das Rollen der Räder horchte, fuhr ich erschreckt auf. Denn dumpf und dröhnend und im Takte schienen sie mir immer und immer zu wiederholen: „Besser, sie wäre todt! Besser, sie wäre todt!"

In der Dämmerung schlich ich wieder die wohlbekannte Straße entlang, am Theater vorbei. Die Thüren waren verschlossen, die Fenster noch dunkel; nur die Zettel hingen aus. Ich weiß noch, was an dem Abend ge-

geben wurde, Iffland's „Mündel", und daß ihr Name nicht dabei war. Aber daneben hing die Anzeige für den nächsten Tag, einen Sonntag, und da las ich: „Bertha . . . Fräulein Waldeck." Es war die Anzeige des „Fiesco".

Ich ging heim. Die Mutter kam mir besorgt entgegen, und es traf sich gut, daß schon tiefste Dämmerung war; so konnte sie nicht erkennen, wie ich blaß und verstört aussah. Ich murmelte etwas von einem unerwarteten Ausflug und wie ich sehr müde sei, und sah zu, daß ich in meine Kammer kam. Da holte ich meinen Schiller vom Brett, warf mich auf mein Lager und blätterte nach dem „Fiesco". Aber ich kam nicht über das Personen-Verzeichniß. Da stand: „Bertha, Verrina's Tochter. Unschuldiges Mädchen." — „Hahaha!" lachte ich laut auf, aber das höhnische Lachen zerriß mir das eigene Herz. Mich faßte unsägliches Mitleid mit mir selbst. Und dabei kamen mir wieder die Thränen und ich weinte mich gehörig aus und schlief unter Thränen ein . . .

. . . Ich weiß nicht, warum ich jählings erwachte, Ich athmete schwer; es war sehr heiß in der Stube, der Ofen glühte. Meine Mutter mußte da wohl inzwischen gewaltet haben; auch die Lampe war gelöscht; das Buch an seinem Platze. Seltsam hell war es in der Stube: das silberne Licht des Mondes rang mit dem rothen Schein der Flamme. Ich richtete mich jäh auf und griff nach meiner Uhr, aber sie tickte nicht; ich hatte sie in der

unerhörten Aufregung des Tages aufzuziehen vergessen. Ich hatte das Gefühl, als müßte es gegen Morgen sein, aber als die Uhr von St. Agathen zu schlagen begann — dieselben tiefen, mächtigen Töne, welche auch heute zu uns herüberklingen — da waren es fünfzehn Schläge: die elfte Stunde. Ich trat an's Fenster und blickte in die helle Winternacht hinaus und wieder überkam mich das Bewußtsein meines Elends. Plötzlich wurde ich flammend roth und zuckte zusammen: jetzt, jetzt ist wohl Georg Falkenberg bei ihr. Und ich will Gewißheit haben . . . Und wenn es so ist, wie mich mein blutendes Herz ahnen läßt, wenn er hinaustritt und ich ihm gegenüberstehe . . . Meine Faust ballte sich, meine Pulse begannen zu rasen; rasch fuhr ich in die Kleider, griff nach meiner einzigen Waffe, dem schweren Ziegenhainer, und schlich hinaus, an der Stube der Mutter vorbei. Ich hörte in der tiefen Stille der Nacht die ruhigen Athemzüge der greisen Frau und das wilde Klopfen des eigenen Herzens. Und dieses Klopfen und das Knirschen meines Schritts im harten Schnee war auch das einzige Tönen in meinem Ohr, als ich so durch die Gassen schritt, dem bunten Häuschen zu. Denn im Winter ist die Nacht stumm, da schweigen jene rastlosen, flüsternden Stimmen, mit denen sie sonst leise und räthselhaft zu uns spricht. Darum fühlt man sich in der Winternacht am einsamsten, und weh dem Armen, der da nichts zur Gesellschaft hat, als die eigene Pein . . .

Ich fühlte, fühlte deutlich, was das für eine schwere

Stunde sei. Aber so groß war der schöne, unheimliche Zauber dieser todtstillen, monderhellten Winternacht, daß er sich gewaltsam Macht über mich errang und mich zwang, auf ihn zu achten. Nur zwei Farben, so weit das Auge reichte: das Weiß der Erde und das Blau des Himmels, und beide vereint und verschmolzen durch das matte Schimmern des Lichtnetzes, welches sich über sie spann. Nie ist der Mond so gewaltig, wie in der Winternacht; da ist er Herr über Allem und Alles scheint von ihm auszugehen, nicht blos das Licht, sondern auch die Kälte. So liegt die arme Welt starr und gefesselt in lichter Kälte und kaltem Licht. Bang spähte ich aus nach den Spuren des Lebens, den wenigen erhellten Fenstern, die wie Gold strahlten inmitten dieser ungeheuren silbernen Oede . . .

Endlich stand ich in der Gartengasse und schritt den schmalen Steg empor durch den tiefen Schnee, immer zögernder, je näher ich dem bunten Häuschen kam. Noch eine Biegung und es lag vor mir: auch da oben war so ein matter Goldschimmer, zwei Fenster des Stockwerks waren erleuchtet. Sie wohnte Wand an Wand mit der Hohensee — welches der Mädchen war noch wach? Ich schlich näher; es waren die Fenster in der Ecke, ihre Fenster. Hell erleuchtet waren sie, nur ein dünner Vorhang davor — auf dem zeichnete sich ein Schatten, der einer weiblichen Gestalt. Bald erhob sie die Hände, bald ließ sie sie sinken, bald trat sie vor, bald zurück. Ganz deutlich konnte ich das sehen, und starrte unverwandt

empor und athmete tief und schwer. Mir war's, als müßte ich auf die Kniee sinken und ihr meinen schnöden Verdacht abbitten . . . Sie war allein und studirte eine Rolle . . .

Aber wie ich so stand und verzückt emporblickte, fuhr ich plötzlich zusammen. Ich hatte Schritte gehört, schwere Schritte, noch fern, aber sie kamen näher. Langsam trat ich in den dunklen Schatten der Gartenwand gegenüber und umfaßte krampfhaft meinen Stock. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß da der Baron komme, und schwankte keinen Augenblick, daß ich ihn niederschlagen müsse . . .

Aber er war es nicht — zu meinem Glück. Es war ein Mensch ganz anderer Artung, der da herankam, schweren Schritts, tief seufzend und zwischendurch zum Monde emporblickend. Ein kleines Männlein war's, einen mächtigen Filzhut tief und schief in's Gesicht gedrückt, und den schmächtigen Leib dicht in ein sonderbares Radmäntelchen gewickelt. An dieser Bekleidung erkannte ich ihn, noch ehe ich sein Gesicht sah. So romantisch trug sich nur ein Mensch in unserer Stadt: Johann Nepomuk Hinterhuber.

Er ahnte meine Nähe nicht und stellte sich dicht vor das Staket hin und that, wie ich gethan. Verzückt blickte er zu den erhellten Fenstern empor und seufzte. Nur daß er noch überdies die Arme zum Himmel emporhob und abgebrochene Worte stammelte. In mir stieg, während ich ihm so zusah, eine ungeheure Lustigkeit auf. Und weil ich fieberhaft überreizt war, so konnte ich, wie jede

andere, so auch diese Empfindung nicht beherrschen. Jählings lachte ich auf, sprang vor und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Was dichten Sie da, Hinterhuber?!"

„Jesus!" Das Männchen knickte fast zusammen. „Was . . . oh! Sie sind es, ich glaubte schon — es wäre der — es wäre ein Anderer!" Er athmete schwer. Dann aber sammelte er sich ein wenig. Wie kam ich, der schüchterne, junge Mensch zu solcher Vertraulichkeit gegen ihn, das lumen urbis? Und darum sagte er jetzt mit herablassendem Wohlwollen: „Uebrigens haha! was haben wir noch in so später Nacht auf der Straße zu thun? Und wenn ich's dem Herrn Ordinarius steckte, haha! dem Professor Müller?"

Aber mein Herr Ordinarius war mir in diesem Augenblicke grenzenlos gleichgiltig. Mich interessirte etwas ganz Anderes an den Worten des Poeten. „Sie haben Jemand Anderen hier vermuthet?" — meine Hand legte sich fest um seinen Arm — „wen? sprechen Sie, wen?"

Er blickte mich erstaunt an und suchte seinen Arm frei zu machen. „Sie haben, haha!" lächelte er verlegen, „heute Abend, haha! eine sonderbare Manier!" Dann aber faßte er mich schärfer in's Auge, und seine Züge wandelten sich, es zuckte darin sonderbar, wie von Rührung und Mitleid. Und plötzlich faßte er meine Hand und fragte mit weicher, zitternder Stimme: „O mein armer Junge — liebst Du sie auch?"

„Wen?" stammelte ich.

„Verstellen Sie sich nicht. Es hat Sie hierhergetrieben, just wie mich. Und" — wieder jenes Zucken im Antlitz — „und es ist uns Beiden in unserem Jammer ein Trost, karg und erbärmlich, und doch ein Trost, daß wir hier zusehen, wie sie studirt." Und dumpf und leise fügte er hinzu: „Wir haben wohl Beide — Schlimmeres erwartet."

Das Wort traf mich hart, so furchtbar hart, daß ich taumelte. Das war mir wieder ein rechter Stoß in's Herz. Aber ich bezwang mich. „Sie irren!" begann ich. Heiser und gedämpft klang meine Stimme, aber ich konnte fortfahren: „Ich bin in der That ganz zufällig hier vorbeigekommen. Sie hörten nur meinen Schritt nicht, weil Sie so versunken waren?"

„So?! Wohl möglich! Es freut mich, wenn Sie die Wahrheit reden. Denn es wäre nicht gut, wenn Sie hier ständen, wie ich. Das ist keine Liebe für ein junges, reines Herz — es kann darüber brechen oder schlecht werden. Für mich" — er stockte und wandte sich ab. Dann fuhr er leise fort, mühsam, mit erstickter Stimme: „Für mich ist's auch nicht gut, aber um mich ist kein Schade. Was liegt daran, auf welche Art ich zu Grunde gehe?!"

„Sprechen Sie nicht so!" bat ich erschüttert. Und dann überkam mich ein grenzenloses Erstaunen, daß dieser eitle, selbstgefällige, komische Mensch so sprechen konnte. „Man ist an Ihnen derlei nicht gewohnt . . ."

„So viel Vernunft und Selbsterkenntniß?" fragte er

bitter. „Leider Gottes! — Sie haben Recht. Ich log Anderen vor, daß mein Leben und Schaffen etwas tauge, und log es mir selbst vor, weil mir die Wahrheit so weh that. Bei den Andern glückte es mir nicht, aber bei mir gelang's und so ward ich, was ich bin, ein eitler Narr, den alle Welt verspottet. Auch sie thut's, und es thut mir sehr weh . . . Aber — ich halte Sie auf. Sie werden heimgehen wollen? Auch ich habe da nichts weiter zu suchen. Kommen Sie!"

Aber er ging doch nicht und starrte wieder zu dem erhellten Fenster empor. Der Schatten bewegte sich nicht mehr und eine Minute darauf erlosch das Licht.

Der kleine Mensch schüttelte betrübt das Haupt, athmete tief auf und schritt den Steg hinab. Ich schweigend hinter ihm her. Ich kann nicht beschreiben, wie seltsam mir zu Muthe war.

Plötzlich blieb er stehen und fragte: „Haben Sie die Waldeck je gesprochen?"

„Nein!"

„Haben Sie aber auf der Bühne gesehen?"

„Ja!"

„Wissen Sie, daß dieses junge Mädchen das größte Talent ist, welches je über die erbärmlichen Bretter da unten gegangen ist? Zu uns kommen nur jugendliche Anfänger oder alternde Aufhörer. Dieses Geschöpf ist einzig in seiner Begabung und — geht erbärmlich zu Grunde!"

„Geht zu Grunde?"

„Erbärmlich, daß es ein Jammer ist! Sie war einst rein und stolz, nur eben ein wildes, tolles Blut. Da fand sich ein Schurke, der das nützte — es wäre ein Wunder gewesen, wenn sich Keiner gefunden hätte — sie ist so schön, und es giebt so viele Schurken auf Erden. Sie gerieth in die Sünde — wußte kaum selbst, wie — gerieth in das kleine, schmutzige Theaterelend — wußte kaum selbst, warum —"

„Aber das Theater wäre doch die richtige Stätte —?"

„Das hiesige? Die Regie der dicken Susanne, dieses Publikum und meine Kritiken?! . . . Die arme Rosa ahnt ihr Talent nicht und ist nur deshalb dabei, weil sie über dem bunten Treiben zuweilen vergißt, wie elend sie ist . . . Und sie ist sehr elend! Ihre tolle Lustigkeit ist eine Maske, sie verachtet sich unsäglich und quält sich unsäglich . . . Und um sich zu betäuben, trinkt sie Champagner und läßt sich von schlechten Lippen küssen. Es ist ein Jammer . . ."

„Mann!" rief ich und trat ihn hart an und schüttelte ihn. „Warum sehen Sie diesem Jammer ruhig zu?"

„Was — was sollte ich?"

„Was Sie sollen? Dem armen Geschöpf die Augen öffnen, ihm sagen: Habe Achtung vor Deinem Talent, habe Achtung vor dem Gott in Deiner Brust, flehe zu ihm, opfere ihm und er wird Dich erretten . . . Vergiß, was war, entreiße Dich dem, was ist, — dulde, kämpfe ringe Dich empor! . . ."

Meine Stimme brach sich vor innerster Erregung mein Herz war übervoll, aber ich konnte nicht reden.

Der kleine Mensch sah mich zerknirscht an. Er hatte sich geduldig von mir schütteln lassen; es fiel ihm in seiner tiefen Betrübniß nicht ein, sich über mein stürmisches Wesen zu wundern. „Sie haben Recht!" seufzte er. „Aber ich glaube nicht, daß es nützen würde. Und von meinen Lippen schon gar nicht! Sie lacht ja schon, wenn sie mich von Ferne sieht. Und damit sie mich dulde, stelle ich armer Narr mich noch närrischer, als ich ohnehin bin . . . Ach! warum bin ich kein Mann, den sie achten, den sie lieben könnte! Es schmerzt mich — o wie es mich schmerzt! — mehr um ihret-, als um meinetwillen . . ."

Er hielt mir die Hand zum Abschied hin, mit abgewandtem Antlitz. „Gute Nacht!" murmelte er, „gute Nacht!"

Ich blickte ihm nach, wie er so wankenden Schritts dahin ging. Der Nachtwind zerrte an seinem Mäntelchen und peitschte es hin und her. Aber er wehrte ihm nicht und schlich dahin, das Haupt tief gesenkt, langsam, sehr langsam . . .

Ich stand regungslos und starrte vor mich hin, auch nachdem ihn längst der weiße, schimmernde Nebel verschlungen hatte. In meiner Brust vollzog sich eine ungeheure Wandlung, wohl eine Läuterung. Alle Eifersucht starb in mir und jeglicher wilde Trieb, und nur ein liebevolles Mitleid blieb in mir lebendig, ein großes, großes Mitleid . . . „Wohlan!" hörte ich mich laut sagen,

„wenn er nicht Mann's genug ist, ihre Rettung zu wagen, so will ich's versuchen."

Ruhiger ging ich heim. Nach all' den Stürmen hatte ich ein festes Ziel gefunden. Stolz und schön leuchtete es mir entgegen und ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich es erreichen könne und müsse. Wenn noch eine Unruhe in mir war, so kam sie aus dem Ringen und Spähen nach dem rechten Wege, der dazu emporführte. Aber auch darüber sann ich klar und geordnet nach, — das heißt: so weit man das von einem Achtzehnjährigen sagen darf, über den die erste Liebe gekommen ist, wie ein Gewitter im Frühling . . .

Als ich in meine Kammer trat und den Ziegenhainer aus der Hand legte, hätte ich mich verachten mögen, um der häßlichen Gedanken willen, mit denen ich vor zwei Stunden darnach gegriffen. Still saß ich und starrte in die Lampe und sann und sann. Anfangs malte ich mir aus, wie ich selbst vor sie hintreten und was ich ihr sagen wolle. Aber davon kam ich ab, aus triftigen Gründen. Hätte es sich darum gehandelt, sich für sie in ein brennendes Haus zu stürzen, oder kopfüber in einen reißenden Strom — ich glaube fest, ich hätte keinen Augenblick gezögert. Aber vor ihr, zu ihr zu sprechen — zu ihr! — so weit reichte mein Muth nicht. „Ich werde mich im Teppich verwickeln," dachte ich schaudernd, „und stolpern, oder ich werde Unsinn stottern . . und es hängt doch ihre Rettung davon ab! Und dann — ein achtzehn-

jähriger Gymnasiast! — das muß ja den Eindruck meiner Worte abschwächen, selbst wenn ich sie geordnet vorbringe!"

So beschloß ich denn zu schreiben, anonym; letzteres mit Widerstreben, aber einer richtigen Erwägung folgend. Und sogleich führte ich den Entschluß aus. Ohne viel nachzusinnen, so rasch als nur eben die zitternde Hand die Feder führen konnte, schrieb ich Seite um Seite, Bogen um Bogen. Meine Wangen glühten, das Herz zersprengte mir fast die Brust, eine ungestüme Begeisterung war über mich gekommen, unaufhaltsam quollen mir die Worte und Gedanken . . . Es muß ein sonderbares Schriftstück gewesen sein, von wilder Schwärmerei durchglüht und nach Wahrheit stammelnd, bescheiden und kühn, demüthig und drohend, flehend und beschwörend — das Grellste kam mir in die Feder und das Reinste und Erhabenste — halb war's das kindische, zitternde, verschämte Bekenntniß einer wilden, jungen Liebe, die nichts hoffte, die nichts für sich erbat als Vergebung oder gar nur Vergessen, daß sie es einmal gewagt, sich in Worten auszuströmen, — halb war's die harte, erbarmungslose Mahnung an ein geliebtes Herz, sich zu erheben und zu ermannen, ein grausamer Spiegel der nackten, traurigen, schmachvollen Gegenwart, ein berauschender, siegfreudiger Dithyrambus der Zukunft . . . Es muß ein sonderbares Schriftstück gewesen sein, wiederhole ich, — es ist dies auch aus dem Erfolg zu schließen, und viel gäbe ich d'rum, könnte ich dies Document meiner Herzensgeschichte noch einmal im Leben lesen, dieses formlose Gedicht, welches mein innerstes

tiefstes Leben spiegelte, wie kaum ein späteres. Denn als mein erstes Gedicht muß ich wohl jenen Brief bezeichnen, mindestens war mir dabei zum ersten Male so zu Muthe, wie später in jenen spärlichen Stimmungen, wo sich mein Bestes dem Herzen entrang . . . Mein Name war wirklich das Einzige, was ich hehlte, sonst schrieb ich Alles hin, Alles: wie ich früher gewesen und wie mich die Liebe gewandelt und was mein Herz in den letzten vierundzwanzig Stunden durchlitten. Aber mehr noch von ihr: was sie war und was sie werden konnte, mußte . . . Rastlos schrieb ich weiter, die Dämmerung brach an und traf mich bei der Lampe, endlich schien mir das graue, kalte Licht des Tages auf's Papier. Erst nachdem ich sechs Bogen vollgeschrieben, brach ich ab, nicht aus Ermüdung oder weil mir der Stoff versiegte, sondern aus Furcht, das Mädchen möchte einen noch längeren Brief gar nicht — zu lesen beginnen . . .

Meine Mutter trat ein und war erstaunt, mich wach zu finden. Sie erschrak sehr, als sie mein Antlitz sah . . . „Es ist nichts!" stammelte ich, „eine wichtige Schularbeit — ich habe mich etwas zu sehr angestrengt." Aber dabei wurde ich glühend roth, denn meiner Mutter gegenüber war ich das Lügen nicht gewohnt. Dann las ich den Brief noch einmal durch und hätte ihn am Liebsten gleich zerrissen! Er kam mir so schal vor, so leer, so ohne jegliche überzeugende Kraft! Wie glühend hatte ich Alles empfunden und wie kalt und blaß und seicht dünkten mich die Worte, in die ich es gepreßt. Damals schnitt mir zum

ersten Male das Weh durch die Brust, daß mir für mein Empfinden nicht der volle Ausdruck gegönnt. Dieses Weh ist mir ein treuer Begleiter durch's Leben gewesen, wie so vielen Dichtern. Nur die Höchsten und — die Kleinsten sind vor solcher Erkenntniß bewahrt . . .

Schwer entschloß ich mich, das Schreiben abzusenden und schloß zögernd das Couvert. Aber rasch riß ich es wieder auf; mich hatte jählings ein Bangen erfaßt. „Da giebst du," sagt' ich mir, „dein tiefstes Leben in eine fremde Hand, da rufst du dein heißestes Wort in die Welt hinaus und sollst nicht einmal einen Widerhall davon hören!" Aber in welcher Form eine Antwort erbitten? Da fuhr mir die heutige Vorstellung des „Fiesco" durch den Sinn und damit ein Gedanke, so kindisch, so abenteuerlich, wie er nur eben einem Menschen in meinen Jahren kommen konnte. Ich griff zu einem neuen Blatte und schrieb:

„Noch ein Wort, noch eine Bitte! . . . Ich bin nicht so vermessen, ein Stelldichein von Ihnen zu begehren, ich habe sogar nicht den Muth, eine Antwortzeile von Ihnen zu erbitten. Aber ich liebe Sie so unermeßlich und mein Herz fühlt sich so ganz mit Ihren Geschicken verknüpft, daß mein eigenes Glück, mein Leben davon abhängt, zu erfahren, wie Sie diesen Brief aufgenommen. Wenn Sie mir nicht zürnen, wenn Sie entschlossen sind, meine Mahnung zu beherzigen, dann — dann betonen Sie das erste „Und" Ihrer heutigen Rolle und machen Sie dahinter eine kleine Pause. Wenn nicht, so sprechen Sie es

womöglich gar nicht aus und dann bin ich Ihnen nichts gewesen, als ein vermessener Thor, und möge sich Gott meines armen Herzens erbarmen."

So etwa lautete dies sonderbare Postscriptum. Dann schloß ich das Schreiben und stürmte den Berg empor zum bunten Häuschen. Die „alte Morgenröthe" hatte eine noch ältere Dienerin, die klingelte ich heraus und händigte ihr den Brief ein und einen Sechser. „Von wem?" fragte sie. Aber ich ergriff schleunigst die Flucht und rannte zum „Rothen Ochsen," in's Theater. Ich harrte, bis sich der Schalter aufthat und die Nase der Schwester der Semiramis röthlich durch die Dämmerung des einsamen Kassengangs strahlte. Sie hielt mir eine Galerie-Karte entgegen, aber ich mit zitternder Stimme: „Einen Sperrsitz im ersten Rang." Das kostete zwei Gulden, sage zwei Gulden, mein allerletztes Geld. Aber heute mußte ich ja in nächster Nähe der Bühne sein. Wie einen Schatz barg ich das Billet an meinem Busen und rannte davon.

Ich weiß nicht mehr, wohin. Ich entsinne mich nicht, wie ich den Tag todtschlug. Es war aber sicherlich der allerlängste Tag meines Lebens und was vollends die Stunde von Sechs bis Sieben betrifft, so bestand sie aus sechzig geschlagenen Ewigkeiten. Ich war der erste im Theater, dann füllten sich die Galerien und endlich kamen auch meine Sitznachbarn, die Honoratioren, und maßen den ärmlichen Eindringling mit ganz eigenthümlichen Blicken. Aber das kümmerte mich nicht, regungslos saß

ich da und starrte auf den Vorhang und mein Herz schlug so stark, däß ich jeden Augenblick befürchtete, ohnmächtig zu werden.

Endlich begann das Orchester, und es ist kaum zu sagen, was ich Alles aus diesem ewig langen Musikstück heraushörte. Jedes einzelne Instrument sprach direct zu mir und gab ganz vernehmlich sein Urtheil über mich ab. Das Piccolo war ein besonders boshaftes Ding, das piepste unaufhörlich: „Du Narr, du Narr, du Narr!“

Der Vorhang erhob sich. Leonore-Hohensee wimmerte vor ihren Dienerinnen, daß sie „im Angesicht des ganzen Adels von Genua“ beleidigt sei, die Directorin hing als „göttliche Julia“ dem armen Fiesco ihr Bild um, der Mohr schnitt seine Grimassen und brüllte fürchterlich — schattenhaft glitt Alles an mir vorbei. Aber nun sank der Zwischenvorhang zur Verwandlung und hob sich wieder. Und da war sie . . .

Todtenblaß, die blauen Augen fieberhaft glänzend lag sie auf einem Ruhebett und das braune Haar fluthete über den entblößten Nacken und das graue Gewand.

Sie athmete schwer und richtete sich langsam empor — „Himmel, da ist er!“ es klang wie ein Nothschrei aus tiefster Seele. Verrina trat ein.

Nun folgten die kurzen, hastigen Zwischenreden und das Geständniß. „Gewalt!“ — markerschütternd hallte ihr Ruf durch die Todtenstille.

Und nun — nun kam der entscheidende Moment für

mich. „Noch einen Athemzug, Tochter!“ spricht Verrina, „den letzten! . . . Wer?“ Und sie: „Weh mir, nicht diesen todtenfarbnen Zorn!“ Sie sank in die Kniee und blickte angstvoll empor: „Helfe mir Gott, er stammelt und —“ die Stimme schien ihr zu versagen, sie stockte und hauchte dann fast unverständlich: „und zittert!“

. . . Ich habe alle meine Stimmungen zu schildern versucht, aber wie mir nun zu Muthe ward, sagt kein Wort. Mir war's, als müßte mich mein Glück tödten . . . Hinaus! hinaus in's Freie, meinen Jubel auszustürmen! . . . „Mir scheint, der junge Mensch ist verrückt!“ raunte die dicke Frau neben mir angstvoll ihrer Tochter zu. Mit Mühe zwang ich mich, bis zum Actschluß zu bleiben. Dann rannte ich hinaus, die Treppe hinab und in der Gasse vor dem „Rothen Ochsen“ auf und ab, wirklich wie ein Wahnsinniger. Ach! so glücklich bin ich all' meine Tage nicht wieder gewesen!

Ich mochte nicht wieder hinaufgehen, ich fürchtete, meinen Jubel vor den Leuten nicht hehlen zu können.

Aber während ich es so närrisch trieb, wer kam mir plötzlich in den Wurf? Wer stürzte, ganz wie eben ich, aus dem Thorweg hervor, gleichfalls gar seltsam gestikulirend, daß das Radmäntelchen im Kreise flog?! Ja, er war's, es war Johann Nepomuk Hinterhuber.

Aber ganz anders wie heute Nacht. Vor Stolz und Freude glänzte sein Antlitz, zu seiner ganzen Höhe war er aufgerichtet, was freilich nicht viel sagen wollte, und wie im Triumph schwenkte er etwas Weißes in der

Rechten, bald hob er es hoch empor, bald drückte er es an die Lippen.

„Ach!" begann er verlegen, als ich auf ihn zutrat. „Hm! heute Nacht, haha! — ich war in einer sonderbaren Stimmung!" Aber dann brach die Freude stürmisch durch: „Von ihr! eine Zeile von ihrer eigenen Hand!" Und er schwenkte den Papierstreifen hin und her. „O! ich bin so selig! Hören Sie nur. Soeben war's. Ich komme im Zwischenact auf die Bühne, nähere mich ihr schüchtern, bemerke, wie ihre Augen feucht glänzen und sage darum: „Göttin meines Herzens," sage ich, „sind heut' Perlen Ihren Augen entströmt?" Und darauf erwarte ich eine Grobheit, wie gewöhnlich. Aber sie: „Herr Hinterhuber, ich habe eine Bitte an Sie?" — „An mich?" stammle ich freudig. „Sie erheben mich in's Elysium." — Und sie: „Nehmen Sie diese Annonce in Ihre nächste Nummer auf. Hier ist ein Thaler Gebühr. Recht große Lettern." — „O!" rufe ich, „Lettern, wie ein Haus, aber was den Thaler betrifft . . ." — „So werden Sie ihn behalten!" und nickt freundlich und geht. O! so gütig war sie noch nie gegen mich!"

„Aber was steht auf dem Zettel?"

„Sonderbare Worte. Hören Sie! „Und —" so die Ueberschrift. Dann Folgendes: „Herzlichen Dank für Ihr Schreiben, so weit es mich betrifft. Sofern es von Ihnen handelt, findet sich die Antwort für Sie im „Fiesco". Ich muß befürchten, daß Ihr Herz, so rein und edel es auch ist, doch nicht selbst auf diese Antwort kommt.

Darum habe ich mich entschlossen, es Ihnen selbst zu sagen. Ich will nicht schuldig sein an Ihrem Elend. Besuchen Sie mich also, so bald wie möglich und wann Sie wollen." — So — das ist der Text. Kein Wort weiter, keine Unterschrift. Sie ladet da Jemanden ein, aber offenbar nur, um ihm gehörig den Kopf zu waschen. He, meinen Sie nicht auch? . . . Aber was ist Ihnen? Sie taumeln ja?"

In der That, ich taumelte wirklich. Freilich war's mir im Gegentheil, als stünde ich still, und als tanzte und knixte vielmehr Hinterhuber und der „Rothe Ochse" und die ganze Gasse um mich her.

„Nichts!" stammelte ich. Dann griff ich an den Hut und eilte davon — in meine Stube. Dort riß ich den Band vom Bücherbrett und begann im „Fiesco" nach der Antwort zu suchen. Ich darf wohl sagen, daß noch nie ein Mensch mit solcher Spannung dies klassische Stück gelesen hat. Schwerlich auch unter solchem Herzklopfen. Die Buchstaben tanzten mir vor den Augen. Ich suchte und suchte und fand nichts, was mir passend dünkte. Zehnmal schlug ich das Buch zu und öffnete es immer wieder.

Endlich sprang ich auf — ich konnte diese unsägliche Spannung nicht länger ertragen. Fest preßte ich die Hände auf's Herz, als könnte ich es so niederhalten. Ach! wie es in mir gährte . . .

Es schlug elf Uhr. „Besuchen Sie mich, bald möglichst, wann Sie wollen." So hatte sie geschrieben.

Um diese Stunde war sie wohl schon heimgekehrt und schlief noch nicht. Ich konnte mein Herz nicht länger bezähmen, ich ging.

Ich ging zu ihr, ich ging zu der merkwürdigen Unterredung, welche nur fünf Minuten dauerte und meinem Leben seine Richtung gab. Und — was ich freilich erst seit wenigen Stunden weiß — nicht blos meinem Leben!

Wankenden Schritts ging ich, aber ohne zu zaudern. Ich stand vor dem Hause. Ihr Fenster war erleuchtet. Ich übersprang das Staket und schritt die Freitreppe empor. Wieder wirbelte Alles um mich her und ich mußte mich an das Geländer halten.

Als ich an dem erhellten Fenster vorbeiging, preßte ich die Augen zu. Ich wollte sie nicht belauschen. Auch fürchtete ich, ihr Anblick werde mir den Muth rauben ...

Ich klopfte, sehr leise, viel leiser, als mein Herz klopfte.

Keine Antwort. Ich klopfte stärker.

„Wer ist's?" Sie fragte gepreßt, mit einer Stimme, die mir von Thränen erstickt schien.

„Der Schreiber des Briefes." Ich mußte es dreimal sagen, ehe sie es verstand, so undeutlich sprach ich in meiner furchtbaren Erregung.

Sie fragte nicht, welchen Briefes? . . . Ich hörte, wie sie auf die Thür zuschritt.

Dann aber hielt sie an und fragte mit harter Stimme: „Wie kommt's, daß Sie plötzlich so muthig

geworden sind? Gestern wagten Sie nicht, daran zu denken und heute kommen Sie zu solcher Stunde!"

„Hinterhuber" stammelte ich. „Ein Zufall . . . Ihre Annonce."

Sie schob den Riegel zurück. „Warten Sie!" Ich harrte. Ich hörte sie rasch gehen und kommen.

„Nun treten Sie ein." Ich gehorchte. Mir flimmerte es vor den Augen, hart an der Thür blieb ich stehen.

Das Bild steht klar vor mir. Das Zimmer war klein, die Einrichtung von einer Art schäbiger Eleganz, auf dem Tische lagen die Bogen meines Briefes verstreut. Die Lampe gab nur mäßiges Licht. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen, dort sah ich einen Toilettentisch mit Spiegel und Schminktopf und ein aufgeschlagenes Bett. Mir gegenüber, neben dem Tische, stand die junge Schauspielerin. Sie hatte offenbar eben erst hastig ein Oberkleid übergeworfen, das Haar fiel gelöst über die Schultern. Sie war sehr blaß, die Augen vom Weinen geröthet. Sie blickte mich sonderbar an, weder freundlich noch zürnend, sondern starr, ganz starr.

So verstrich eine peinliche Weile. „Also so sehen Sie aus!" Sie sagte es ohne irgend einen Ausdruck der Züge. „Wie alt sind Sie?"

„Achtzehn!"

„Volle achtzehn Jahre?"

Ich wurde blutroth. „In zwei Monaten . . ."

„Sie sind Gymnasiast?"

„Ja!"

„Und wie kommen Sie dazu, mir zu schreiben?" Sie sprach immer leidenschaftlicher. „Was berechtigt Sie, sich in mein Leben zu drängen? Was berechtigt Sie, mir so das tiefste Herz aufzuwühlen? Warum denken Sie überhaupt an mich — es ist ja Ihr eigenes Verderben!"

„Weil — —" Aber ich konnte keine Silbe über die Lippen bringen, ich armer, gequälter, bis zum Wahnsinn verliebter Junge. Die Thränen stürzten mir aus den Augen und unwillkürlich beugte ich das Knie und lag zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hand mit Thränen und Küssen.

Sie entriß sie mir heftig und trat zurück. Ihre Augen flammten und wie beschwörend erhob sie die Arme. „Um Gott! — stehen Sie auf — augenblicklich! Wissen Sie nicht, wer ich bin?! . . . Sie wissen es ja . . . Besudeln Sie sich nicht durch diese Liebe . . ."

Ich erhob mich, ich wollte reden . . .

„Sprechen Sie nicht . . . Ich habe Ihnen geschrieben, daß die Antwort auf das Geständniß Ihrer Liebe im „Fiesco" steht. Haben Sie die Stelle gefunden?"

„Nein!"

„O! Sie kennen Ihren Schiller schlecht." Und knirschend, daß die weißen, spitzen Zähne sichtbar wurden, rief sie: „Es steht doch groß und breit gedruckt, das Wort des Verrina: „Junger Mensch, haben Sie Lust, Ihr Herz in eine Pfütze zu werfen?"

„Haben Sie Erbarmen!“ stammelte ich. „Ich kann Sie so nicht reden hören . . .“

„Erbarmen? Mit wem? Mit mir? . . . Ich — verdiene kein Erbarmen . . . Mit Ihnen? Sie kindischer Thor! Ich übe in diesem Augenblick Barmherzigkeit gegen Sie und mehr, als sie ahnen und“ — fügte sie dumpf hinzu — „es fällt mir schwerer, als Sie ahnen! Aber ich kneble meinen Stolz, ich zertrete meine Eitelkeit — aus Erbarmen mit Ihnen und Allem, wovon Sie mir geschrieben: Ihrem Herzen, Ihrer Mutter, Ihrer Zukunft . . .“

Sie stockte. Dann trat sie mir näher.

„Uebrigens — es ist im Grunde kein Erbarmen, nur Pflichtgefühl. Ich liege zerschmettert in der Tiefe eines Abgrunds und sehe zu, wie Sie sich oben über den Rand beugen und zu mir herabstürzen wollen. Soll ich da ruhig bleiben und warten, bis es geschehen, und mich dann trösten: ich habe ihm nicht gewinkt. . . . Nein, ich bitte, ich rufe, ich beschwöre: Halten Sie ein! . . . Und darum werden Sie dies Zimmer nicht eher verlassen, als bis Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben, mich zu vergessen, meiner nicht mehr zu gedenken. Aber nein! — das wäre thöricht, über seine Gedanken vermag man wenig. Ich fühle das . . . Aber Sie werden nie wieder in's Theater kommen, wenn ich spiele, Sie werden es vermeiden, mir zu begegnen, Sie werden doppelt angestrengt Ihre Pflicht thun — das können Sie mir versprechen, darauf geben Sie mir Ihre Hand!“

„Ich kann nicht!" erwiderte ich fest entschlossen, so sehr auch meine Stimme bebte.

„Du Thor!" rief sie und trat so dicht an mich heran, daß mich ihr heißer Athem streifte. „Warnt Dich mein Beispiel nicht? Auch ich war einst rein und gut und schwärmerisch, just so wie Du, und bin daran, nur daran zu Grunde gegangen, daß ich einen Unwürdigen geliebt. Fluch, Fluch dem elendigen Glanze der Bühne, der das junge Auge blind macht! . . . Er war ein Schauspieler, und beiläufig als Mann dasselbe, was ich jetzt als Mädchen bin, aber schlechter, viel schlechter noch. Denn als ich vor dem Abgrund schauderte, da heuchelte und log er, daß er sich wieder erheben wolle zu mir, aber er kam nur emporgeklettert, um mich zu ergreifen und hinabzustürzen . . . So, da hast Du meine Geschichte. Und nun sieh zu, wie mich jene Liebe gemacht hat: nur mein Jammer und meine Schmach ist echt — meine Freuden sind falsch und unsauber. Es wird Dir nicht viel anders gehen, Du armer Junge, glaube mir: Solche Liebe macht schlecht . . ."

„Nein!" rief ich. „Ihr Herz ist edel, sonst würden Sie nicht so zu mir sprechen!"

„Edel?" sagte sie mit schneidender Kälte, „Du bist sehr originell! Edel! — das wird sonst schwerlich Jemand der Geliebten des Baron Bulldogg nachsagen . . . . A propos, Du bist doch wohl derselbe, der gestern den Windhund niedergeschlagen? Warum? — er hat nicht gelogen . . . . Aber machen wir ein Ende! Was willst Du eigentlich, was hoffst, was wünschest Du?"

Ich schwieg.

„Nun, dann will ich's Dir sagen.“ Ihre Stimme sank zu dumpfem Flüstern herab. „Mich willst Du! Aber wehe Dir, wenn ich Dir willfahren wollte! Wärst Du ein Mann und von Schwärmerei für mich befangen, so wäre dies das rechte Mittel — und wenn ich Dich morgen früh fortjagte, Du kämest nie wieder. Aber in Deinen Jahren darf man keine solchen Küsse geben und empfangen, sie saugen Dir die Schwärmerei aus der Brust, aber — das Herz dazu . . . Bleibt also nur das Verharren in jenem Fieber, wie Du es gestern und heute vielleicht genügend durchgekostet. Und auf dem Wege wirst Du entweder ein Lump oder verrückt . . . Nun — Ihr Wort!“

Sie streckte mir gebieterisch ihre Hand entgegen und ich legte die meine hinein. „Und Sie . . .?“ stammelte ich.

„Ich?“ sagte sie mit sonderbarem Lächeln. „Ich weiß noch nicht . . . Jedenfalls danke ich Ihnen herzlich für Ihre Mahnung. Sie haben das Wenige wachgerüttelt, was noch gut an mir war. Auch habe ich heut' den festen Vorsatz“ — sie lächelte mühsam — „ein Tugendspiegel zu werden und obendrein Deutschlands Rachel. Ob es mir gelingt? Vielleicht finde ich schon morgen, daß es zu spät ist“ . . .

„Versprechen gegen Versprechen!“ rief ich. „Ich will Alles thun, was Sie wollen, gehorsam, wie ein Kind, aber nehmen Sie von mir die Sorge um Sie! Versprechen

Sie mir, sich emporzuringen. Ihretwegen bin ich in Wirrniß und Verzweiflung —"

„Gut — ich verspreche!"

„O!" rief ich, „was immer aus mir werden mag, Ihr Ruhm wird mich stolz und glücklich machen. Mir sagt mein Herz, Sie werden sehr berühmt, sehr glücklich sein!"

„Glücklich? Nein! Berühmt? Vielleicht! Aber Sie können Beides werden!"

„Oh — ich?"

„Sie! — Sie machen wohl viele Verse?"

„Ich habe nie daran gedacht . . ."

„Lügen Sie nicht! Haben Sie denn in der That keine Ahnung von Ihrem poetischen Talent?"

„Nein — aber ich glaube auch nicht . . ."

„Das ist seltsam! Und hat es Ihnen sonst noch Niemand gesagt! Sollte ich mich täuschen? Unmöglich! Ich wiederhole Ihnen nach innerster Ueberzeugung, daß Sie hoch begabt sind." Sie sprach noch einiges darüber und begründete ihr Urtheil aus dem Briefe und schloß: „Und Sie versprechen mir, das nicht zu vergessen. Und," fügte sie mit sonderbarem Lächeln hinzu, „wenn Sie ein berühmter Schauspieldichter sind, und ich eine berühmte Heldin, und das Publikum klatscht uns heraus, dann treten wir beide vor und sagen unisono: „Verehrtes Publikum! Nicht dir und nicht uns selbst zulieb, sondern um uns gegenseitig einen kleinen Gefallen zu thun, sind wir so berühmt geworden, wie Figura zeigt" . . . Aber

was ist das für ein närrischer Einfall! . . . Und nun gehen Sie!"

Aber als ich mich zur Thür wandte, rief sie mich zurück: „Halt!" Sie trat auf mich zu, griff mit ihren kleinen Fäusten in mein Haar und hielt so meinen Kopf fest: „Ich kenne Deinen Namen nicht, aber Deine Züge will ich mir merken!"

Sie blickte mich starr an, ihr Athem ging über mein Antlitz — mein Herz klopfte wieder ungestüm.

Sie lächelte und ihre Finger krallten sich schmerzhaft in mein Haar und jählings legten sich ihre Lippen auf die meinen und ruhten da fest und süß.

Aber nur eine Sekunde. „Nun geh!" Sie öffnete die Thür und schob mich hinaus. „Und daß Du ein Dichter wirst, hörst Du!"

Und der Riegel klirrte. Wie ein Trunkener stieg ich die Treppe hinab und in die weiße, kalte Nacht hinein.

Hier endet meine Geschichte. Ich habe mein Wort gehalten. Von der braunen Rosa hörte ich nie wieder. Alles Fragen war vergeblich, und so war ich seit Jahren überzeugt, daß sie im Dunkel verdorben oder gestorben. Erst heute erfuhr ich, daß auch sie ihr Wort gehalten hat . . . Wie seltsam: Seit heute weiß ich, daß es Rosa war, die meinem Trauerspiel an ihrer Hofbühne den großen Erfolg erkämpft. Ich war durch einen Zufall verhindert gewesen, hinüberzukommen. Sonst hätten wir wohl Gelegenheit gehabt, jene eigenthümliche Ansprache an das Publikum zu halten . . . Ist das nicht sonderbar?!"

Aber wir lachten nicht und er ging uns nicht mit gutem Beispiel voran; mit feuchten Augen starrte er vor sich hin.

So ward es, da Niemand ein rechtes Schlußwort fand für diese närrische, wehmüthige Geschichte, nun sehr still unter den Bäumen des Gartens „Zum guten Tropfen", und nur der Nachtwind wühlte im Gesträuch und die Nachtigall sang unermüdlich ihr Weh durch die helle Sommernacht . . .

O Jugend! o Liebe! . . .

Die Hexe.

(1877.)

Ich war lange nicht mehr in meiner Heimat gewesen, in Podolien. Nach ausgiebiger Sturm- und Drangzeit war ich an deutsche Hochschulen gekommen und hatte mich da ehrbar deutscher Professorenweisheit beflissen und weniger ehrbar deutscher Studentenlust. Aber über beiden hatte ich nicht der alten, lieben Heimat vergessen, der Stätte meiner Knabenjahre.

Ja, ich dachte ihrer, gern und viel. Ich dachte des ärmlichen Städtchens, in dem ich geboren worden, und der einsamen Haide, über die ich geschritten, und der stillen, tiefdunklen Weiher, an denen ich geruht. Und vor Allem der düsteren Klosterschule, wo mir die Patres Dominikaner unter guten Worten und bösen Schlägen das Geheimniß der Buchstaben und Zahlen erschlossen. Und wenn ich daran dachte, so wurde mir eigen zu Muthe, trüb und heiter zugleich, so recht, recht wehmüthig. Dann tauchte wohl auch ein Antlitz vor meinem Blick empor, ein liebes, trotziges Knabenantlitz mit theuren, wohlbekannten Zügen. Die braunen Locken fielen wirr um die

Stirne und die blauen Augen blitzten und die Lippen lachten übermüthig: „Ich habe den Pater Marcellin in seiner Zelle eingeschlossen und bis zum Abend kommt Niemand in den Corridor. Komm', Georg, die großen Pflaumen sind reif, der Baum bei der Kapelle! Hei! wie wird der Dicke klopfen! . . ." Ich muß noch heute lächeln . . .

Wir waren ein sonderbares Paar, Graf Henryk Kornicki und ich. Wir waren die wildesten und übermüthigsten Bursche in der Schule, und machten dem dicken, schwerfälligen Marcellinus am meisten zu schaffen; das war das Gemeinsame. Sonst waren wir in Allem verschieden und insbesondre: er ein Grafensohn und ich ein armer Junge, der Sohn eines Beamten seiner Güter; mein Vater, Friedrich Eberle, stammte vom Neckar und war Förster in gräflichen Diensten. Aber was fragt die Jugend nach solchen Unterschieden! Henryk Kornicki war mein braver Kamerad. Wir blieben unzertrennlich durch die drei Jahre, da Marcellin über unseren Seelen waltete und leider auch über unseren Ohren. Es war eine heiße, fast thörichte Knabenfreundschaft.

Wir hatten uns während der Zeit sehr in's Freie gesehnt, in's freie, offene Leben, in die freie, offene Welt. Aber es war uns doch bitter zu Muthe, als die Abschiedsstunde schlug. Das war an einem Julimorgen; im Klostergarten dufteten die Blumen, die Sonne schien und die Vögel sangen. Wir aber standen unter der Buche im Hofe und weinten bitterlich.

Dann bezog ich ein österreichisches Gymnasium und er ein Genfer Erziehungsinstitut für Söhne des polnischen Adels. Wir hatten natürlich mit heißen Schwüren gelobt, einander recht häufig zu schreiben. Das wäre nichts Merkwürdiges. Aber merkwürdig war, daß wir unser Gelöbniß hielten. Unsere Briefe sahen einander sehr ähnlich, das kam wohl von der alten Sympathie. Wir fanden Beide, daß der Karzer eine schlechte Erfindung sei, und daß die Griechen und Römer sehr boshafte Leute gewesen, weil sie in so ausgesucht schwierigen Constructionen gedichtet und philosophirt. Und vor Allem fanden wir, daß Alter keinen Menschen vor Thorheit schütze, auch k. k. österreichische und Genfer Professoren nicht.

Darauf die Zeit der ersten Liebe. Seine Flamme war eine blonde, sanfte, langweilige Engländerin am Leman, und die meine ein braunes, stolzes, räthselhaftes Mädchen am Pruth. Das war aber auch der einzige Unterschied, sonst waren wir Beide gleich thöricht, gleich unglücklich und unsere Verse gleich schlecht. Zwei Jahre später hatte er die hohe Schule des Leichtsinns in Paris bezogen und ich die hohe Schule der Wissenschaft in Deutschland. Von da ab schrieb er seltener; er war so beschäftigt, der arme Junge! . . .

Da erhielt ich plötzlich wieder einmal — es war im August und zwölf Jahre waren seit jener Abschiedsstunde verflossen — einen Brief von Henryk, aus Paris. Er wolle mir einen Antrag machen. Er sei nun volljährig, habe die Verwaltung des Majorats übernommen und da

schreibe man ihm vom Schlosse Gonisko, daß unter vielen anderen Dingen auch die Bibliothek sehr verwahrlost sei. Ob ich nicht das Ordnen übernehmen und für zwei Monate auf's Schloß kommen wolle? „Du bist ja immer ein Bücherwurm gewesen und es soll da sehr interessante Manuscripte geben. Und dazu die alte Freundschaft! Ich komme zu gleicher Zeit nach Hause, das heißt, wenn ich abkommen kann.“

Wenn ich abkommen kann! Ob ihn eine Grisette des Jardin Mabille an Paris fessle oder eine Herzogin des zweiten Kaiserreichs, das schrieb Henryk nicht. Nun, ich entschloß mich kurz, ich sagte „Ja“ und sandte umgehend die Zusage ab.

Es war ein Sonntagmorgen, da ich von Heidelberg abreiste. Hei! wie fuhr sich's so fröhlich durch die gesegnete deutsche Landschaft, mir war's, als müßte ich immer singen und pfeifen. Aber allmählich wurde ich schon müder und schließlich ganz still. Das war, als ich am Mittwoch nach Ostgalizien kam. Mein Herz begann zu klopfen, als ich aus dem Fenster des Coupé's zuerst wieder die weite, weite Ebene erblickte. Was ich da sah, war nicht schön, nicht fruchtbar, nicht reizend, aber — es war die Heimat . . .

Gegen zwölf Uhr erreichte ich den Ort, wo ich die Bahn verlassen mußte: die Kreisstadt Stanislau. Am Bahnhof war viel Leben wie immer. Denn hier hält der Zug eine halbe Stunde und es wird zu Mittag gespeist. Ich drängte mich mühsam durch die Halle und

trat in den Hof, selbstverständlich unter zahlreicher Gefolgschaft der Herren Lohndiener und Kutscher. Da standen ihre überaus vortrefflichen Wagen, die leider auch überaus schmutzig waren. Doch schon wollte ich den ersten besten besteigen, als ein auffallender Ton an mein Ohr drang.

Abseits nämlich stand ein Reisewagen, mit zwei schönen, starken Pferden bespannt, und vor dem Gefährt ein junger Bauer mit ganz unbeschreiblich dummem Gesicht. Dieser Mensch nun stieß unabläßig einige Silben aus, die entfernt wie mein Name klangen. Ich ging auf den Wagen zu. „Was wollen Sie mit dem?" jammerte hinter mir der Chorus, „der wartet auf einen Schlachziz." Aber ich ließ mich nicht irre machen. „Was rufst Du da?" fragte ich den Burschen.

Er sah mich ängstlich forschend an. „Ach!" seufzte er dann, „Sie sind doch nicht der Richtige!"

Ich mußte hell auflachen, das Gesicht war zu komisch. „Vielleicht bin ich's doch?"

„Nein!" versicherte er, „Sie sind's nicht, Sie sind jung."

„Gut! aber was hast Du da gerufen?"

Er wiederholte seinen Ruf, es war unzweifelhaft mein Name. „Ja," sagte ich, „so heiße ich — Du bist von Gonisko?"

„Freilich," rief er mit freudigem Grinsen. „Also sind Sie's doch?! Der Herr Graf hat mich geschickt; ich warte schon seit dem frühen Morgen." Er öffnete den Schlag. „O, was für eine Freude ich habe! Wenn ich den gnädig-

sten Herrn verfehlt hätte, so hätten sie gewiß wieder Alle gesagt: dieser Janko ist ein Esel! Aber jetzt! . . ."

Mein Gepäck wurde aufgeladen, wir fuhren aus dem Bahnhofe und links von der Stadt ab auf die Heerstraße gegen Osten. Aber mein guter Janko konnte sich noch nicht beruhigen. Er brachte die Pferde in raschen Trab, dann wandte er sich um, setzte sich bequem zurecht, musterte mich aufmerksam, betastete vorsichtig meinen Reisekoffer und schüttelte den Kopf.

Ich mußte wieder lachen. „Was wundert Dich, Janko?"

„Hm! daß Alles so natürlich ist! Und dann," er kratzte sich, „der gnädigste Herr haben sich so jung gemacht. Man sieht kein einziges von Ihren grauen Haaren!"

„Was?" rief ich erstaunt, „wer hat Dir gesagt, daß ich alt bin?"

„Alle," versicherte er eifrig. „Alle haben es gesagt, der Josef und die Katherina und der Gregor und der Herr Oekonom auch. Es kann ja auch gar nicht anders sein, bei Ihrem Stande!"

„So? Was habe ich denn für einen Stand?"

Janko blinzelte mich mit schlauem, vertraulichen Lächeln an. „O! ich weiß es — wenn der gnädigste Herr lügen wollen, so nützt es nichts! Wir Alle wissen es, der gnädigste Herr sind ein . . ." Er fuhr wild mit den Armen in der Luft herum und machte dann ein Kreuz.

„Was heißt das? Was bin ich?"

Janko sah mich mit einem durchdringenden Blicke an. „Ein Hexenmeister sind Sie, ein Zauberer, das heißt das!"

Ich lachte laut auf und zehn Minuten fort. Janko sah mich zuerst verdutzt an, dann stimmte er lustig ein. „Janko," fragte ich ihn, als ich wieder sprechen konnte und wischte mir die Thränen aus den Augen, „Janko, wer hat Euch das erzählt?"

„Niemand!" erwiderte er stolz, „so klug sind wir schon selber! Wir wissen, daß die Zaubereien und die Hexenkünste in den Büchern stehen; Sie haben alle Bücher gelesen und kommen jetzt zu uns, um auch die unsrigen zu lesen, die im „gelben Saal." Das hat aber Niemand nöthig, als ein Hexenmeister. Und alle Hexenmeister sind alt, der vor zwanzig Jahren auf dem Schlosse war, war auch alt. Unserem Herrn Oekonomen hat er zum Abschied einen Wetterteufel zurückgelassen . . ."

„Was?"

„Einen Wetterteufel. Man kann ihn nicht sehen: er steckt in einer dicken, weißen Milch. Hinaus kann er nicht, dieser dumme Teufel, der Zauberer hat ihn hineingefoppt in eine Glaskugel mit einer Glasröhre dran. Wenn ihm heiß ist, so streckt er sich aus, wenn ihm kalt ist, so zieht er sich zusammen. Der Herr Oekonom braucht ihn für die Landwirthschaft — ja! Und — also, was ich sagen wollte: alle Hexenmeister sind alt. Sie müssen ein großer sein, denn Sie können sich jung machen."

„Heilige Einfalt!" seufzte ich.

Aber Janko erwiderte ernst: „Eine solche Heilige kenn' ich nicht. Uebrigens halte ich von jeder Heiligen nicht viel. Bleibt doch immer so ein Weibsbild. Da ist mir mein Schutzpatron, der heilige Johannes, ein anderer Kerl, auf den kann man sich verlassen, sag' ich Ihnen. Der war auch mein Trost, wie ich gehört habe, daß Sie zu uns kommen."

„Fürchtest Du Dich denn vor mir?"

„Fürchten?! Nein! ich heiße Johann Podarczuk, ich fürchte mich vor Niemand." Aber gleich wurde er wieder etwas kleinlaut. „Nur mit einem Zauberer, wissen Sie das ist so ein eigenes Ding. Man weiß nicht, was Einem so geschehen kann und wer kann sich da wehren? Man wird ganz in ein Thier verwandelt oder muß wenigstens bellen wie ein Hund, oder man steht eines Morgens auf und muß seinen Kopf suchen. Alles schon vorgekommen. Kurz, unangenehme Geschichten. Wir waren auch anfangs Alle nicht sehr erfreut über Ihre Ankunft . . ."

„Ja!" bestätigte ich, „ich bin sonst ein gefährlicher Mensch. Aber Euch will ich nichts thun."

„Ich danke ergebenst," sagte Janko demüthig und zog den Strohhut mit den breiten Bändern tief ab. „Aber wenn auch, jetzt ist's auf jeden Fall gut, daß Sie gekommen sind, wir brauchen Sie sehr, denn gegen eine Hexe hilft nur ein Hexenmeister und Sie sollen unserem armen Herrn helfen." Janko seufzte tief auf. „Unser gnädiger Graf Henryk ist verhext."

„Und wer hat's gethan?" fragte ich ebenso melancholisch.

„Die Braune, die Aniula!" Janko wurde entrüstet. „Die kleine Zigeunerin, die Gott verdammen möge. Am Sonntag ist unser Herr gekommen, und wir haben uns sehr seiner Ankunft gefreut, und vollends war der Jubel groß, als uns Fedor, der Kammerdiener, erzählte: „Nun macht er nur noch eine große Reise, nach Zürich; dort will er um eine Verwandte werben, ein Mädchen, schön und sanft wie ein Engel. Und," sagte Fedor, „dann wird er für immer vernünftig werden!" Aber am Montag hat sich dies Teufelsding an ihn gehängt und gestern war er schon so verhext, daß es ein Erbarmen war, ich sage Ihnen: ein Erbarmen! Am Ende hat er sie heute schon geheirathet." Und zornig schlug er auf die Pferde los, die doch sicher an all diesen Schrecklichkeiten unschuldig waren.

Oh! dachte ich, hat mein Henryk seinen kleinen Grisetten und großen Herzoginnen eine so uncultivirte Nachfolgerin gegeben? Dann fragte ich: „Wie ist denn das zugegangen?!"

Aber Janko wurde immer entrüsteter. „Verzeihen Sie, gnädigster Herr, aber erstens wissen Sie als Zauberer ohnehin Alles, und zweitens hat sie mir schon gestern gedroht, daß sie mich in einen Esel verwandelt, denken Sie! in einen vierbeinigen Esel mit langen Ohren. Vielleicht erfährt sie, was ich jetzt gesprochen habe und thut's wirklich. Heilige Mutter Gottes! was wird dann

meine Xenia sagen?! Sehen Sie, da mag ich am liebsten gar nicht mehr reden!"

„Janko," schwor ich ihm feierlich zu, „wenn Dich die Aniula in einen Esel verwandelt, so gebe ich Dir Deine Menschengestalt wieder! Du weißt, ich kann das! Und jetzt — erzähle, warum hat sie Dir gedroht?"

„Also gut," sagte Janko. „Aber wirklich nur das Eine noch. Also gestern war's, gestern Mittag. Da kommt unser Herr Graf selbst in den Hof hinunter und sie mit ihm. Natürlich! er rührt sich ja nicht, wenn sie nicht mitgeht! Der letzte Bauer würde sich schämen, es so mit einer Zigeunerin zu halten, aber er thut es, er, ein Herr Graf, ein Kirchenpatron, ein Gutsbesitzer. Nun, er ist verhext, ich will nichts weiter sagen. Also er ruft mich. ‚Janko,' sagt er, ‚Du spannst die Rappen vor die Reisekalesche und fährst nach Stanislawow,' sagt er, ‚und fragst dort nach dem gnädigen Herrn.' So sagt er und — verzeihe es mir Gott! das war auch so ein merkwürdiger Auftrag! Fragen, das ist leicht, aber wer hätte mir antworten sollen?! Die Juden haben Sie nicht gekannt, der Polizist auch nicht, und selbst der gnädige Herr Beamte mit der rothen Mütze, zu dem sie mich am Bahnhof geführt haben, hat mir nur erwidert: ‚Ein alter Zauberer? Meinetwegen! wenn er kommt, so wird er da sein!' Da habe ich beschlossen, Ihren Namen zu rufen und habe ihn fortwährend wiederholt, bis das eiserne Pferd gekommen ist. Richtig hat's genützt! O ich . . ."

Ich unterbrach die Aeußerungen seines Selbstbewußtseins: „Aber was war's mit der Aniula?!"

„Ach so! Also, wie mir der gnädigste Herr Henryk den Befehl giebt, sag' ich: ‚Ganz gut!' und gehe auf den Stall zu, an dieser Zigeunerin vorüber. Da ruft sie mich an: ‚Du Tölpel!' — denken Sie, ich ein Tölpel! — ‚warum nimmst Du nicht den Hut vor mir ab? Wenn Du noch einmal so unhöflich bist, so mach' ich einen leibhaftigen Esel aus Dir!' Denken Sie, ich soll eine Zigeunerin grüßen, ich, ein Christ, ein Oesterreicher! Also, ich gehe natürlich ruhig weiter. Aber was geschieht nun? ‚Henryk,' ruft diese . . . (Janko wurde entschieden grob), ‚Henryk, er muß mich gleich grüßen!' Und der gnädige Herr ruft mich zurück und befiehlt: ‚Grüße sie!' Ich gehorche. ‚Noch einmal!' ruft sie. ‚Noch einmal!' wiederholt der Herr Graf und ich muß es noch einmal thun, und der ganze Hof steht dabei und lacht. ‚Zum dritten Male!' schreit sie. Da sag' ich aber: ‚Allergnädigster Herr Graf, ich bin ja als Kutscher auf dem Hofe angestellt und nicht als Grüßer!' und mache ihm eine tiefe Verbeugung und gehe auf den Stall zu. Und diese Hexe?! ‚Henryk!' schreit sie und zittert nur so vor Wuth, ‚dieses Hundsblut muß jetzt zur Strafe eine halbe Stunde in der Sonne knieen.' Und ich" — Janko würgte die Worte nur so heraus — „ich . . . hab's thun müssen." Und dabei hieb er so grimmig auf die Pferde los, daß sie wild zu galoppiren begannen und unser Gespräch für lange Zeit unterbrochen war.

Wir fuhren gegen Ost, dann gegen Südost. Das Land war wellenförmig, aber je weiter wir kamen, desto flacher wurde es. Bebaute Felder wechselten mit öder Haide. Dann tauchten auch Weiher auf, immer häufiger, je ebener und unfruchtbarer das Land wurde. Es war ein schwüler Tag, die Sonne brannte heiß herab. Die Straße war wenig belebt. Ein dicker Pope begegnete uns mit seiner dicken Popadja und zwei kleinen, dicken Buben: drei elende Pferde schleppten die Britschka mit der heiligen Familie langsam vorwärts. Dann kamen wir an einer langen Reihe von Frachtwagen vorüber, darauf ward Salz nach Rußland geführt. Die Fuhrleute — es waren Ukrainer, und „Chumaken" nennt sich die Zunft in ihrer Sprache — gingen nebenher und sangen im Chor das wehmüthige Lied von der schönen Czariza:

„Sternlein nur und Nachtigallen sahen's,
Wie man sie ertränkt im dunklen Weiher —
Seitdem schluchzen süß die Nachtigallen
Und die Sternlein zittern noch vor Schrecken —"

die Klänge schwammen weithin durch die heiße, stille Luft.

In einer kleinen, einsamen Feldschenke hielten wir Rast. Der Wirth hatte nur wenig Vorräthe im Hause: Brod, Eier, Schnaps. Daran sättigten wir uns, so gut es ging, und verschliefen dann im Heu die Zeit der größten Hitze. Wir hätten uns wohl sehr verspätet, wenn uns nicht das Gewieher der Rappen geweckt hätte. „Es ist ein reines Glück," sagte Janko freudig, „daß wenigstens zwei von der Gesellschaft wach geworden sind."

Die Sonne neigte schon stark gegen Westen, als wir wieder ausfuhren; in ihrem Lichte schimmerte weithin die Ebene, das Haideland röthlich gelb, das Getreide golden. Auf den Feldern wurde eben überall die Ernte geschnitten. „Gott segne die Arbeit!" rief Janko hinüber. „Gott segne die Reise!" erwiderten die Landleute.

Als die Sonne just wie eine rothe Kugel am Rande der Ebene klebte, kamen wir an den drei großen Eichen vorüber, wo der Feldweg gegen Gonisko von der Chorostkower Straße abzweigt. Man nennt sie die Zigeunereichen, weil hier alle Zigeuner anhalten und von hier aus ihre Streifereien unternehmen. Ich ließ halten und trat unter die Bäume, mir war es eigen ums Herz, ich verspürte in den Augen ein seltsames Brennen. Als ich noch ein glücklicher, sorgloser Knabe gewesen, war ich einmal an einem sehr schönen Frühlingsmorgen mit meinem Vater über Land gefahren. Hier in der Nähe war die Achse des Wagens gebrochen und es hatte sich sehr gut gefügt, daß just Zigeuner eine Feldschmiede unter den Bäumen errichtet und den Schaden ausbessern konnten. Während wir warteten, hatte sich trotz aller Abweisung eine alte Zigeunerin an uns herangedrängt und hatte uns geweissagt. Ich sehe noch ihr braunes, runzliges Hexengesicht und die glühenden Augen. Meinem Vater hatte sie langes Leben versprochen und mir viel Glück. Aber sie hat gelogen, in Beidem . . .

Aus meinem wehmütigen Sinnen weckten mich schrille, jammernde Kinderstimmen empor; auf der Land-

straße von Chorostkow her kam ein Zigeunerkarren gefahren. Kleine, schmutzige, nackte Kinder stürzten zudringlich auf mich zu und schrieen und jammerten, wie es schon die Art dieser kleinen braunen Insekten ist. Ich warf ihnen einige Kupferstücke zu und rettete mich in den Wagen. Nur auf die beiden Männer, die als Zugpferde vor dem Karren einherschritten, warf ich noch einen flüchtigen Blick. Ein Greis mit zerwühltem, verwittertem Antlitz, spärlichen, wirren Haaren und stechenden Aeuglein, und neben ihm ein Jüngling, stolz, stark, schlank, elastisch, ein keckes Schnurrbärtchen im rosigen Antlitz, der hübscheste Zigeunerbursche, der je vor einem Karren gekeucht oder Pferde gestohlen.

Sie machten Halt unter den Eichen; als ich nach einer Weile zurückblickte, war bereits die Decke des Wagens gelüftet. Vor mir aber erhob sich, vom Wiederschein der Abendröthe angeglüht, das weiße Gemäuer des Schlosses Gonisko. Es schien kaum eine Viertelstunde entfernt.

„Die Ebene lügt,“ sagte Janko, „es sind noch anderthalb Meilen . . .“

* * *

Es war schon Nacht, als wir endlich vor dem Schlosse hielten, einem großen weißen Hause im Kasernenstyl, vor etwa zwanzig Jahren erbaut, nachdem das alte Schloß niedergebrannt. Fedor, der Kammerdiener, auch eine alte Bekanntschaft, öffnete mir den Schlag, im erleuchteten Hausflur aber kam mir Henryk entgegen, und wir lagen einander wortlos in den Armen, wie einst unter

der Buche, zwei gute, treue Kameraden, als wären die langen zwölf Jahre ein Tag gewesen.

„Mensch!“ rief Henryk fröhlich, „du siehst aus wie der leibhaftige Marcellinus!“ Aber leider konnte ich ihm nicht so Erfreuliches sagen. Ach! was hatten diese Grisetten und Herzoginnen aus meinem Henryk gemacht! Die Gestalt schlank, aber die Haltung schlaff, die einst so hellen Augen müde und verschleiert, das schöne braune Haar gelichtet.

Er errieth meine Gedanken. „Lieber Junge,“ rief er mit komischem Entsetzen, „du hast doch nicht etwa Moraltheologie oder Kanzelberedtsamkeit studirt?! Nur jetzt keine . . .“

„Predigten,“ hatte er wohl sagen wollen. Aber — „Henryk! Henryk!“ klang eine silberhelle Stimme aus dem ersten Stockwerk, fast wie Vogelgezwitscher, „willst du gleich kommen?! Du unausstehlicher Henryk! laß den dummen alten Zauberer, komm'!“

Henryk lachte wie toll und selbst der dumme alte Zauberer mußte lächeln.

„Henryk!“ klang es noch einmal. „Aniula langweilt sich und kommst du nicht zu ihr, so . . .“ Und schnell, wie ein Gedanke, hüpfte ein leichter Schritt die Treppe hinab und ein wundersames Wesen lag in Henryks Armen und sah mich an mit großen, glänzenden, erstaunten Augen.

Ein wundersames Wesen — es irrlichterirt noch heute vor meinen Augen . . . Schön wie die Sünde und

lasterhaft, toll, sinneberückend wie diese, die schönste Teufelin, die je über diese Erde gegangen und armen Menschenkindern den Kopf verdreht, eine böse Fee. Wie soll ich sie nur beschreiben? Denkt euch, der größte Maler aller Zeiten hätte als sein wundervollstes Bild die Sinnlichkeit gemalt und in seinen Tinten all' die süße, wilde, jähe Lust zusammengebraut, die nur je in Menschenadern gekocht, und dieses Bild sei plötzlich aus dem Rahmen gesprungen und zucke nun vor euren Augen hin und her .. Oder denkt euch ... aber das taugt ja doch Alles nichts! Also kurz: es war ein wunderschönes Zigeunermädchen von fünfzehn Jahren.

Janko, der eben mein Gepäck vorübertrug, blinzelte mich fragend an, als wollte er sagen: „Nun, he? ist das eine Hexe?“ Ach! der Mensch war gar nicht so dumm als er aussah! das war wirklich eine Hexe und noch dazu der allergefährlichsten eine. Ich spürte das an mir selbst und mein Henryk, der stak vollends bis über die Ohren im bösen Zauber. Das sah ich an der wilden Glut, mit der er die Braune in seinen Armen auffing und an sich preßte.

Sie wandte den Kopf und sah mich einen Augenblick an, ihr Blick zischte nur so in den meinen. Dann riß sie sich von Henryk los, tanzte einmal, zweimal, dreimal um mich herum, daß es mir zu schwindeln begann, und schrie und lachte wie besessen: „Hahaha! das will ein Zauberer sein! Hahaha! dick! roth! jung! Hahaha! das ist zu dumm, ich muß dich für deine Dummheit küssen.“

Und jäh sprang sie mich an und küßte mich auf die Lippen, daß es mich glühendheiß überlief. Ich wollte sie halten und — schwups! brannte ihre Hand auf meiner Wange, so fest, daß es mir vor den Augen flimmerte. Und im gleichen Athemzuge hatte Henryk auch seinen Backenstreich und ein Dutzend Küsse auf den Mund dazu, wilde, lange, gierige Küsse, wie ein Vampyr Blut trinkt. Und dann fühlte ich plötzlich wieder ihre Lippen auf den meinen und dabei meine beiden Ohren, an denen sie sich festhielt, schmerzhaft zusammengepreßt in ihren kleinen braunen Fäusten. Und husch — fort war sie und lachte vom Treppenabsatz neckisch auf uns herab. Und wir großen vernünftigen Menschen rannten wie besessen hinter ihr her — die Treppe empor und durch den Corridor, bis wir athemlos in einem kleinen Salon hielten.

Da hockte sie schon in der Mitte auf einem Teppich, auf dem eine Menge halbverwelkter Feldblumen lag. „Hört ihr,“ empfing sie uns mit dem Stolz und der Würde einer Prinzessin, „ihr setzt euch jeder in einen Winkel auf die Erde; du, Henryk, dorthin und du, Zauberer, neben den Balkon. Augenblicklich!“

Und wir? Nun, wir lachten laut, aber — wir gehorchten, gehorchten wie die Schuljungen, und hockten Jeder in die angewiesene Ecke hin. Es war komisch, täppisch, unmännlich, aber — wir mußten's thun. Ich weiß selbst nicht, warum. Ich wußt' es damals nicht und weiß es heute noch weniger.

Die Hexe schien sich nun nicht weiter um uns zu bekümmern. Sie sah uns an und nickte befriedigt, musterte dann die Verwüstung im Salon und nickte nochmals. Und dann begann sie plötzlich leise zu singen und wand dabei aus den Blumen einen Kranz.

Ich weiß nicht, wie wir aussahen, aber mit dem, was sie aus dem Salon gemacht, konnte dieses wunderschöne, nichtsnutzige Ding wirklich zufrieden sein. Da sah's gerade so aus, als wären unsere alten Feinde, die Tartaren, wieder einmal nach Podolien gekommen und hätten just hier acht Tage lang gehaust. Der eine Spiegel war zerbrochen und über den anderen hing ein mitten durch gerissenes Damasttuch, „ich weiß ja ohne das Glas, daß ich schön bin," lachte die Teufelin. Das Madonnenbild, eine schöne Copie der Sixtina, hatte einen Zwickelbart von Kohle, hingegen trug der heilige Joseph gegenüber eine Haube. Die Sessel lagen am Boden oder hinkten auf drei Beinen, ein Tischchen mit wunderschöner, eingelegter Arbeit war auf das Muthwilligste zerhackt, und aus den Kissen des Sophas quoll das Roßhaar hervor. Und die Balkonthüre neben mir hatte lauter zerbrochene Scheiben.

Ich fragte demüthig um den Grund.

„Weil das Thüröffnen langweilig ist," erwiderte sie lachend. „Frische Luft! Ich will immer frische Luft. Uebrigens — still, Zauberer! Sei artig, dann darfst Du herkomnen. Du auch, Henryk! hierher!"

Wir setzten uns neben sie. Und nun spielte sie eine

Weile mit unseren Köpfen, wie sie mit den Blumen gespielt. Jetzt küßte sie Henryk und schlug mich, dann bewarf sie mich mit Blumen und brannte Jenen mit Nesseln. Man konnte sich kaum etwas Wilderes, Schöneres, Abscheulicheres denken. Dann sprang sie plötzlich auf und begann im Zimmer umherzutanzen. Bei jedem Schritt richtete sie irgend ein kleines Unheil an. Der schönen Kosciuszkobüste in der einen Ecke hieb sie den Kopf ab, „weil ich keinen alten Herrn leiden kann.“ Und gewiß hätte auch den Mickiewicz in der andern Ecke dasselbe Schicksal erreicht. Schon holte sie zum Schlage aus, da ermannte ich mich und trat dazwischen: „Halt! den rührst Du nicht an!“

„Warum, Zauberer?!“ blitzte sie mich an.

„Weil der selbst einer der größten Zauberer ist,“ erwiderte ich furchtbar ernst. Und log ich denn — bezaubert Adam Mickiewicz nicht in der That Jeden, der ihn kennt?! „Wenn Du den anrührst, so wirst Du augenblicklich eine Katze!“

Sie lachte toll auf — diese Aussicht schien ihr außerordentlich ergötzlich! „Miau! Miau!“ machte sie wie ein junges Kätzchen, und fuhr sich mit den Pfötchen anmuthig über das Gesicht und wand sich, beängstigend nahe, an mich heran. „Miau! Miau! . . .“ Mir bangte um mein glattes Gesicht.

Da, horch'! ein wahrhaftiger schriller Katzenschrei aus dem Garten. „Miau! Miau!“ erklang es laut und gellend

in langgezogenen Tönen, wie ein verstärktes, mißtöniges Echo.

Aniula ließ die Arme sinken und taumelte förmlich zurück. Sie war sehr blaß geworden, ihre Glieder bebten, sie warf aus halbgeschlossenen Augen einen Seitenblick nach dem Fenster und sah uns dann scheu und furchtsam an. Die Veränderung war so sichtlich, daß sie selbst dem liebeblinden Henryk auffiel. „Was hast Du nur?" fragte er zärtlich.

„Miau! Miau!" erklang es noch einmal gellend. Und mit kühnem Satze sprang durch die zerbrochene Scheibe ein großer schwarzer Kater auf den Teppich und blickte uns an, pfauchend, hochgebuckelt, mit gesträubtem Schwanze.

„Heisa!" Die Braune machte einen Luftsprung; ihre Augen leuchteten wild auf. „Heisa! du bist's! Na warte!" Sie stürzte auf das Thier zu. „Gestern hab' ich dir den Schwanz eingeklemmt, heut' reiß' ich dir den Kopf ab. Komm' nur, liebes, liebes Thierchen, du süßes Herzchen, komm'!" Aber das schwarze häßliche Thier zeigte keine Lust dazu. Im Gegentheil, mit einem Satze war es am Fenster und verschwand in die Nacht.

„Ihr holt mir das Thier!" Ihre Augen flammten, sie streckte die Hand gebieterisch gegen uns. „Und wenn Ihr die ganze Nacht suchen müßt! Auf! gleich! ich will's. Durchsucht den Garten! hei! den Kater her."

Und Henryk, der stolze Henryk, Henryk Graf Kornicki wollte sich schon erheben und ich, hm! — ich auch! Aber

Aniula wurde nachdenklich und warf wieder einen sonderbaren, scheuen Seitenblick hinaus. „Nein! — ich — ich bin müde.“ Und plötzlich saß sie auf Henryks Knie und legte das Köpfchen an seine Brust und schloß die Augen und zwitscherte so leise zwischen den schwellenden, halbgeöffneten Lippen hervor: „Aniula ist so müde. Aniula will schlafen . . . Der Henryk wird jetzt gehen!“ Sie sprach immer langsamer, sie schien in seinen Armen einzuschlafen. „Geh' — wenn ich Dich — wieder küssen will — so werd' ich — Dich — rufen.“

„Laß uns noch eine Weile bei Dir bleiben,“ bat er und drückte sie wild an sich.

Ihre Zähne schimmerten — o! wie sie lächelte, so sanft, so süß! Aber sie erwiderte nichts mehr, in sanften, gleichmäßigen Athemzügen hob und senkte sich der junge Busen.

Er ließ sie vorsichtig aus seinen Armen gleiten und gab mir einen Wink, wir schlichen leise hinaus. Als wir wieder auf dem Corridor standen, da athmeten wir tief auf, als erwachten wir aus einem Traume.

Er fuhr sich über die Stirne. „Es ist eigentlich gut, daß sie uns fortgejagt hat. Ich hätte sonst ganz vergessen, daß Du hungrig und müde bist. Komm' — unser Souper wird kalt geworden sein!“ Und er führte mich in den anderen Flügel, in einen kleinen Salon desselben Stockwerks, wo Fedor neben einem gedeckten Tische auf uns wartete.

Wir sprachen zuerst wenig, so Einiges von unseren

Schicksalen. Aber es war kein rechtes Leben in der Unterhaltung, wir dachten ja doch noch immer an etwas Anderes. Nach dem Speisen aber, als die Cigarren glühten und der Champagner in den spitzen Glaskelchen schäumte und wir noch einmal anklangen auf die alte, ewig neue Freundschaft, da begann ich ernst: „Und eben, weil ich Dein Freund bin — Mensch, was hast Du Dir da für eine Bescheerung in's Haus gesetzt?"

Er zuckte zuerst die Achseln und lachte halblaut, so recht frivol. Dann aber wurde auch er sehr ernst. „Was willst Du? Sie ist mein größtes Glück und meine größte Plage! Aber ich kann ohne das Glück nicht mehr leben, absolut nicht, eher ohne Luft. Also muß ich auch die Plage geduldig ertragen!" Aber trotz dieser Philosophie seufzte er doch tief auf.

„Aber Du kennst sie ja kaum!"

„O seit drei Tagen schon. Da reite ich Montag früh Morgens aus, mein Fedor, das gute alte Weib, warnt vor dem unglücklichen Tag, aber ich lache ihn aus und sprenge mit verhängten Zügeln in's Land hinein, gegen Chorostkow zu. Die Sonne scheint und die Vögel singen und die Luft geht frisch, — ein prächtiger Sommermorgen, für mich fast eine große, wunderbare Neuigkeit — in Paris vergißt man ja, daß jeder Tag auch einen Morgen hat. Und dabei geht es mir auch durch's Herz, wie lange ich fortgeblieben bin, und ich erinnere mich der Kindheit, und auch an Dich hab' ich dabei gedacht — auf Ehre! — auch an Dich! Kurz, ich bin so ein bischen wehmüthig und

doch sehr lustig, so recht in der Stimmung, daß mich nichts überrascht und nichts langweilt. So komme ich zu den Ziegeunereichen und sieh'! da liegt das schöne braune Ding im Grase und schläft im Schatten, und die Sonnenstrahlen huschen ihm so leise um Brust und Antlitz. Ich reite nahe heran, sie erwacht nicht. Ich springe vom Pferde und beuge mich über sie, sie schläft fort. Ich breche einen Grashalm und fahre ihr damit um Mund und Nase. Da beginnt das Gesicht zu zucken und plötzlich fährt sie auf und lacht toll drauf los; sie war schon früher längst wach, die Schelmin! Und dabei streicht sie sich die Haare zurück und blinzelt mich an. ‚Was thust Du da?‘ frag' ich. — ‚Was? übernachtet hab' ich.‘ — ‚Hier?‘ — ‚Natürlich!‘ Und mit einer Miene, als würde sie mich in ihrem Palast empfangen, sagt sie weiter: ‚Hier ist meine Wohnung!‘ — ‚Immer?‘ — ‚Ach immer! . . . gestern, heute, vielleicht morgen!‘ — ‚So? Und wovon lebst Du?‘ — ‚Gestern hab' ich mit meiner Bande gegessen und heute‘ — sie legt das Köpfchen auf die Achsel und blickt mir von unten herauf in die Augen und streckt die hübsche, schrecklich schmutzige Hand aus — ‚heute schenkst Du mir was, schöner Panicz (Jungherr)!‘ Ich ziehe meine Börse hervor, ihre Augen glühen vor Freude und Habgier, und schenke ihr einen Zwanziger. ‚Noch einen!‘ bettelt sie, ich geb' ihn. ‚Wo ist denn heute Deine Bande?‘ — ‚Das weiß ich nicht,‘ erwidert sie gleichgiltig, ‚wahrscheinlich dort in der Stadt.‘ — ‚Warum bist Du allein fort?‘ frag' ich. ‚Ich hab's ja nicht gewollt,‘ er-

widert sie, ‚ich hab' mich so verloren, ich weiß selbst nicht wie, in Biala. Die Anderen haben im Dorf gearbeitet, aber ich war zu faul und bin in's Getreide gegangen und bin da eingeschlafen. Und wie ich erwache, ist schon Dämmerung, und wie ich in's Dorf komme, hei! fort sind sie, wer weiß wohin?! Da bin ich hierher gegangen, über die Felder, im Mondschein. Hieher kommen sie gewiß, heute noch.' — ‚Wer sind denn die Anderen?' frag' ich weiter. — ‚Wer? — Der alte Andrasch und sein Weib, die Mariuka, und dann ist noch ein Bursch dabei, der Josel, und dann die Kinder.' — ‚Und wovon lebt Ihr?' — ‚Von den Bauern,' erwidert sie. Ich muß laut lachen, dann sag' ich; ‚Gut — aber wofür geben's Euch denn die Bauern?' — ‚Wofür?! Sie müssen ja, die Tölpel!' Sie sieht mich trotzig an. ‚Sie sollen's nur versuchen und nicht geben! Uebrigens! wir arbeiten ja auch in den Dörfern.' — ‚So? Auf dem Felde?' — ‚Ach was!' Sie zuckt verächtlich die Achseln. ‚Dazu sind ja diese Bauern da! Nein, wir arbeiten in unserer Art, zigeunerisch.' — ‚Das mag eine saubere Arbeit sein,' lache ich. ‚Ihr stehlt Alle!' — ‚Nicht Alle!' erwidert sie ganz gleichmüthig. ‚Nur der Josel stiehlt. O! er ist sehr geschickt! Aber der Andrasch, der ist ein Schmied, der beschlägt die Pferde und bessert die Pflüge, die Kessel und die Sensen aus, die Mariuka, die wahrsagt und verkauft, was der Josel gestohlen hat, die Kinder betteln und ich —'. ‚Und Du?' ‚Nun, ich tanze vor den Gutsherren oder in der Schenke — das heißt, wenn reiche Bauern da sind. Wahrsagen kann

ich aber auch.' — ,Und stehlen auch,' falle ich ein. ,Ja!' — ganz ernst! — ,stehlen und dann verkaufe ich auch Liebestränke und Hexenmittel, denn ich kann sehr gut hexen,' schließt sie sehr selbstbewußt. — ,Nun, dann behexe einmal mich!' — ,Meinetwegen,' sagt sie und reißt mir drei Haare aus und spricht allerlei dummes Zeug über sie und verbirgt sie dann an ihrem Busen. Aber der Hokuspokus war gar nicht nothwendig, ich versichere Dich, behext bin ich schon von Anfang an gewesen. Und darum bitt' ich sie: ,Komm' auf's Schloß!' und sie weigert sich nicht, und ich nehme sie vor mich auf's Pferd und wir sprengen gegen Gonisko. Rechts und links bleiben die Leute stehen und sehen uns starr nach, wie, weißt Du, wie das neugierige Weib jenes alten Juden in der Bibel. Vor dem Thore aber befiehlt sie mir abzusteigen und sie bleibt majestätisch oben, und wirklich muß ich die Zügel ergreifen und sie wie ein Diener in den Schloßhof führen, wie so ein Page aus dem Mittelalter. Du, das Gesicht meiner Leute — unbeschreiblich! Das war der Anfang."

„Recht heiter," sagte ich. „Wie aber wird das Ende sein?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte er leise. „Sie hat schon heute gesagt: ,Die Mauern drücken mir auf die Brust!' Wenn sie heimlich entwiche . . . Aber, sie darf nicht fort," schrie er dann plötzlich auf, „sie darf nicht, ich werde sonst wahnsinnig . . . So hab' ich noch kein Weib geliebt, ich bin ja toll vor Liebe."

„Vor Begierde,“ verbesserte ich. „Derlei Liebe zu nennen, wäre Sünde.“

„O Du kluger, kluger Philosoph! . . . Aber gleichviel, ich **muß** sie halten! Giebt es kein anderes Mittel, so heirathe ich sie.“

„Henryk!“ rief ich wahrhaft erschreckt, „Du faselst! Dieses Geschöpf . . .“

Er lächelte bitter. „Ja, so seid Ihr Alle! Alle! Bierphilister, trotz der Lieder und der Narrenmützen! Wenn in einer Novelle ein König mit einer Hirtin zusammengekuppelt wird, so klatscht Ihr Beifall, 's ist ja romantisch, 's ist ja demokratisch! Aber im Leben — ja, Bauer, das ist etwas Anderes! O wie —“

„Henryk —“

„Laß mich, hör' mich an. Ich gebe Dir mein Ehrenwort als Mann, als Cavalier: ich bin entschlossen, sie zu heirathen. Ich nehme sie mit nach Paris, da entläuft sie mir nicht . . .“

„Mensch!“ beschwor ich ihn. „Das wäre ja Selbstmord. Auch bist Du ja, wie ich höre, so gut, wie verlobt, mit einer Verwandten . . .“

Er streckte die Hände abwehrend gegen mich aus. „Erinnere mich nicht daran!“ bat er flehentlichen Tones. „Ja! ja! ich dachte daran, mir das edelste, lieblichste Mädchen zu gewinnen, welches ich je gesehen, meine schöne, blonde, sanfte Cousine Clara, die Tochter des alten Grafen Rymski aus Congreßpolen, welcher im Exil lebt, in einer Villa am Züricher See. Aber seit ich die

Braune gesehen, kann ich an Clara nicht mehr denken." Er seufzte tief auf. „Das ist vorbei — für immer!"

„Hoffentlich irrst Du!" erwiderte ich. „Aber wie dem auch sein mag — heirathe meinetwegen eine Bettlerin, doch Deiner Achtung muß sie werth sein. Aber dieses Geschöpf, welches Jeden gleich küßt, dieses Geschöpf, an dem nichts ist, als das Bischen Glut und Schönheit, dieses Geschöpf, welches eigentlich . . ."

Er sah mich spöttisch lächelnd an, ich stockte. „Nun — welches eigentlich?"

„Welches Dir gewiß nur zu Deinem Unheil in den Weg gelaufen ist," lenkte ich ab — sein Blick genirte mich.

„Da kannst Du Recht haben," bestätigte er. „Aber im Uebrigen?! — warum hast Du, Du überaus kühler, überaus vernünftiger Mensch, auf einen Wink ihrer Augen tausend Narrheiten gethan? Oder gehört es sonst zu den Gewohnheiten junger, deutscher Gelehrten auf der Erde zu hocken, sich ohrfeigen zu lassen und schwarze Kater zu fangen?! Ei! so antworte doch, mein Lieber, warum? Ich," fügte er fast grausam hinzu, „habe doch wenigstens zur Plage das Glück . . ."

„Ich beneide Dich nicht," erwiderte ich lächelnd. Aber ich mußte mich mühsam zu diesem Lächeln zwingen. Ich log, ich beneidete ihn ganz entsetzlich.

Er war offenherziger. „Ich aber beneide Dich," brach er los. „Ich beneide Dich um jeden Blick, um jeden Kuß, hörst Du? — ich beneide Dich um jeden Schlag von ihrer Hand!"

Ich erwiderte nichts. Dieser Mensch war mir ein Räthsel, ich war mir ein Räthsel; mir wirbelte das Hirn . . . In ihm mochte Aehnliches vorgehen; er schwieg und vermied es, mich anzusehen.

„Aber beim allerschwärzesten Höllenhund!" brach ich endlich los, „beim allerschwärzesten Höllenhund, wie unser Marcellinus zu sagen pflegte, wir sind ja die größten Narren unter dem Monde, reif für die Zwangsjacke! Nach zwölf Jahren treffen wir zusammen, und das sind unsere Gespräche, das unsere Freundschaft! Und das Alles um eine Zigeunerin! Wir sind ja behext!"

Ich sprach sehr laut, um mir selber Muth zu machen, und besonders das Nachfolgende schrie ich förmlich, denn ich glaubte es selbst nicht. „Henryk, umsonst sollst Du mich nicht zum Hexenmeister ernannt haben! Ich curire Dich und mich! Wir sind närrisch, wir wissen, daß wir närrisch sind und sollten's dennoch auf die Dauer bleiben?! Ich bitte Dich, das ist ja unmöglich!"

„Wir wollen sehen," sagte Henryk mit trübem Lächeln und drückte mir die Hand.

„Gute Nacht, Henryk!"

„Gute Nacht, Georg!"

* * *

Fedor, der Kammerdiener, geleitete mich in mein Zimmer im Erdgeschoß, neben der Bibliothek. Die Fenster waren geöffnet, aber es kam keine Kühlung herein, die Nacht war sehr schwül.

Das Zimmer war in Ordnung. Aber dennoch blieb

Fedor, nachdem er die Wachskerzen angezündet, neben dem Tische stehen. „Herr Georg,“ sagte der alte, treue Mensch und sah mich bittend an, „Sie sind ja unser bester, ältester Freund! Herr Georg, was denken Sie, wie machen wir dieser verdammten Geschichte ein Ende?!“

Ich zuckte die Achseln. Was sollte ich sagen?!

„So kann es nicht fortgehen — das ist ja eine tartarische Wirthschaft!“ Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Das ganze Haus geht zu Grunde, Alles zerbrochen und zerschlagen, aber daran liegt weiter nichts, wir sind ja reich. Aber *wir* selbst gehen zu Grunde, *wir* heirathen sie. Denken Sie, *wir* eine Zigeunerin! Und dies in dem Augenblick, wo wir auf dem besten Wege waren, die schönsten Vorsätze hatten! Kennen Sie unsere Cousine Clara, Herr Georg? Nicht? Nun, dann glauben Sie mir, das ist ein Engel des Herrn! Was wär dies für ein Glück gewesen! Und nun kommt solches Unglück über uns, solche Schande! Ich flehe Sie an, Herr Georg, wissen Sie keinen Rath?“

Er war in großer Aufregung — ich suchte ihn zu trösten. „Mein Gott!“ sagte ich, „Du kennst ja den Henryk! Er ist leichtsinnig und liebt die Abwechslung. Er ist gewiß nicht zum ersten Male verliebt.“

„Gewiß,“ sagte Fedor, „vielleicht zum fünfzigsten Male. Aber ich versichere Sie, wir haben bisher die Liebe noch nie in einem solchen Grade bekommen wie jetzt. Darum kommen wir auch diesmal nicht selber los, man muß uns losmachen. Ja, ja, ich versichere Sie.

Freilich in Paris, da haben wir uns ganz anders benommen als jetzt. Da haben wir zum Beispiel ein Verhältniß mit einer Engländerin gehabt, mit einer gewissen ‚Lady‘. Ein ganz ernsthaftes Verhältniß. Wunderschön war sie, Milch und Blut, gut wie ein Engel, ich sag' Ihnen, ganz Paris hat uns beneidet. Und wie sie in uns verliebt war, wie feurig!“ Der alte Mann schneuzte sich wehmüthig. „Aber die haben wir sitzen lassen, die arme Frau Lady, nach drei Monaten schon. Wir empfehlen uns recht schön und packen die Koffer und fahren nach Ostende, und aus ist's . . . Oder da haben wir auch einmal mit einer Spanierin angebandelt, die hat Sennora geheißen. Auch eine vornehme Person, auch wunderschön, auch gut wie ein Engel — nur so zwanzig Franken für jeden Brief, den ich ihr gebracht habe . . . Und Augen hat die Ihnen gehabt, Augen, es ist nicht zu beschreiben, wenn man sie nur so von Weitem gesehen hat, so war man schon verbrannt. Nun verbrannt haben wir uns natürlich auch und sind sogar mit ihr fort auf ein Schloß in den Pyrenäen, und haben dort einen ganzen Frühling über gelebt wie die Tauben. Aber dann fangen wir an, versteckt zu gähnen und zanken uns ein wenig, und dann gähnen wir laut und zanken uns sehr, und eines Tages sind wir fort, — husch — wieder nach Paris . . . Keine Spur vom Heirathen, kein Gedanke nicht! Da kommt einige Tage darauf ein gelber, magerer, schwarzlockiger Mensch zu uns, das war der Bruder von der Frau Sennora, und verlangt, daß wir seine

Schwester heirathen sollen und schreit viel von Ehre und vom Erschießen. ‚Nur still sein,‘ sagen wir ihm, ‚Ehre haben wir auch,‘ und schießen uns mit ihm und schießen ihm richtig das rechte Knie entzwei und er uns den linken Oberarm. Aber in drei Monaten sind wir doch wieder frisch und gesund und frei wie der Vogel in der Luft, und verlieben uns gleich in eine Marquise, eine echte Französin, und . . .“

Ich unterbrach den Redestrom dieses guten, alten Leporello. „Du hast Recht,“ sagte ich, „in Paris scheint das anders gewesen zu sein. Und weißt Du warum? Weil das Weiber waren, die ihn gehätschelt haben. Da scheint Henryk sich so nach ein wenig Qual gesehnt zu haben . . .“

Aber Fedor schüttelte den Kopf. „Qual?! auch das haben wir in Paris gehabt. Sogar eine halbwegs ähnliche Geschichte. Da bringen wir uns einmal vom Maskenballe eine kleine Blondine nach Hause, Nini hat sie geheißen. Die bleibt acht Tage bei uns, und ich versichere Sie, die hat es auch verstanden, Gläser zu zerschlagen und Bediente zu prügeln. Na und ob! Immer singen, Champagner trinken, Tag und Nacht, das waren so ihre beiden Leidenschaften. Das Theeservice von unserer Frau Mutter hat sie auch zerschlagen. Aber das Ende?! Eine Woche lassen wir's uns gefallen, dann geben wir ihr eine Rolle Gold, hinaus mit ihr! Aber,“ schloß er seufzend, „so eine Freude erleb' ich an der Braunen nicht.“

„Wer weiß?“

„Ich weiß es! O Herr Georg, mit der ist es eine besondere Geschichte! Sehen Sie, ich glaube sonst nicht an Hexereien oder dergleichen, ich bitte Sie, ich bin ja in Paris gewesen, ich spreche ja Französisch! Aber das ist eine Hexe. Und da meine ich, Sie sind kein Zauberer, natürlich! Unsinn das! aber ich meine — sehen Sie, die Leute sagen . . . kurz: wissen Sie kein Mittel?"

„Nein, Fedor — leider nicht."

„Schade! Aber wissen Sie," fuhr er vertraulich fort und trat näher an mich heran, „eigentlich hätte ich schon einen Plan. Wir warten eine passende Nacht ab, je eher, desto besser, und dann spannt der Janko ein — wissen Sie, er ist sehr dumm, aber sehr treu — und ich und der Gregor, ein sehr verläßlicher Mensch, ein gedienter Soldat, wir binden die Hexe und werfen Sie auf den Wagen und dann fort mit ihr, zehn Meilen weit, und in den ersten besten Straßengraben hinein. Vielleicht, wissen Sie! in die Berge, so gegen Kolomea hin oder tiefer ins Flachland, an die Grenze, gegen Bessarabien zu — — Warum schütteln Sie den Kopf, Herr Georg?"

„Weil der Plan nichts taugt. Denn weißt Du, was dann geschieht? Zuerst läßt Henryk euch alle drei todtprügeln, und wer sich etwa doch noch rühren kann, wird vom Hofe gejagt. Und das Zweite? Das Zweite ist, daß er dann so lange hinter der Braunen herläuft, bis der Teufel sie ihm doch wieder zuführt. Und das wird der Teufel thun, mein lieber Fedor, in derlei Dingen kann man sich leider immer auf den Teufel verlassen."

Der Alte sah mich ängstlich an. „Es könnte so sein," sagte er zögernd und verstummte. Auf seinem verwitterten, ehrlichen Gesichte lag ein Ausdruck so tiefer, so fassungsloser Trauer, daß es fast rührend anzusehen war. Er quälte sein Hirn offenbar ab um einen rettenden Gedanken, der ihm doch nicht kommen wollte. Da, plötzlich, schien etwas in ihm aufzusteigen — seine Augenbrauen hoben sich wie vor Erstaunen . . Man sah ganz deutlich, wie der neue Gedanke Macht über ihn gewann. Zuerst schüttelte er den Kopf, als wollte er den Gedanken mit abschütteln, dann stierte er vor sich hin und dachte ihn offenbar weiter aus. Dieser Gedanke mußte sehr finster, sehr unheimlich sein. Denn die Athemzüge des Mannes gingen rascher, ein Zucken überflog seinen Körper, seine Züge wandelten sich. Die Mundwinkel, welche schlaff niedergehangen, hoben sich, die Lippen wurden dünn und farblos, und auf der Stirn lag eine fremde, drohende Furche. Aber das Unheimlichste waren die Augen — so starr, so furchtbar düster blickten sie . . .

„Fedor —" rief ich entsetzt.

„Befehlen, Herr Georg?" Er sah mich an. Was war mit diesem Menschen geschehen? War das noch derselbe gute, läppische, schwatzhafte Fedor?! Auf seinem stumpfen, todtblassen Gesicht lag etwas wie eine Wetterwolke, ehern, festgemeißelt. Es war ein überaus peinlicher Anblick.

„Fedor," rief ich und griff ihn hart an und schüttelte ihn, „Fedor, du willst sie tödten?"

„Ja, Herr Georg.“

Ich ließ seinen Arm fahren; ich rang nach Worten, ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Und dabei wußte ich, daß thöricht und vergeblich sei, was immer ich sagte. Man muß nur den Ruthenen kennen. Er ist nicht rasch im Erfassen, noch minder im Handeln — er ist stumpf und dumpf geworden durch die Peitsche des Polen, das Missionskreuz des Jesuiten, den Schnaps des Juden. Aber ist er einmal entschlossen, so hindert ihn an der Ausführung nur die Fessel oder der Tod. Vielleicht trägt auch die Natur dazu bei, ihn so stumpf und traurig zu machen und in seiner Traurigkeit so unerschütterlich, diese grausame Ebene um ihn, unendlich gleichförmig, endlos ausgegossen, und über ihm dieser niedrig hängende, endlos ausgegossene, graublaue Himmel.

„Fedor!“ rief ich dennoch und trat nochmals dicht an ihn heran. „Weißt du, was dich dann erwartet?“

„Ja! — der Galgen!“ Und das in einem Tone, als ob er sagen würde: „Ja, freilich ist heute Mittwoch!“

„Mensch! so willst du dir dein Ende machen! Das ganze Leben lang ein ehrlicher, braver Kerl und mit grauen Haaren ein Mörder?! So bedenke es doch nur, wie kommst du zu so einem Vorsatz?!“

„Ich muß ja, Herr Georg, ich muß! O Gott, Gott!“ fügte er fast weinerlich hinzu, „ich habe ja selbst das größte Mitleid mit mir! Ich weiß ja, der Henker! . Aber ich kann mir nicht helfen, es muß geschehen, sehen

Sie, eben darum, weil ich ein ehrlicher Mensch bleiben will bis zum Tode . . ."

Und fast feierlich fuhr er fort:

„Hören Sie, Herr Georg! Als unsere gnädigste Frau Gräfin Mutter, welche ein Engel war, so rein, so gut, als sie auf dem Sterbebette lag und es war ihre letzte Nacht, und selbst der dicke Professor aus Lemberg konnte ihr nicht mehr helfen, denn die Schwindsucht — o! eine böse Krankheit, kein Mittel dagegen, kein Mittel, sonst hätten wir sie gerettet . . . Also in dieser letzten Nacht — der Professor war schon wieder fort und hatte gesagt: „Gegen Morgen stirbt sie," und der alte Herr Prior von den Dominikanern in Barnow hatte ihr die letzte Beichte abgehört und kam gleich wieder aus dem Sterbezimmer heraus — ich bitte Sie, dieser Engel hatte ja gar keine Sünden, was war da lange zu hören? — und die ganze Verwandtschaft war da und die Verwalter von den Gütern und die Pächter, und im Schloßhofe die Bauern, Kopf an Kopf, alle mit abgezogenen Hüten . . . O! das war eine Nacht! In allen Zimmern haben Lichter gebrannt und Fackeln im Hofe, so viele Menschen, aber kein lautes Wort, nur Alles schluchzt und die Bauern schluchzen wie um eine Mutter — es hat uns Allen das Herz weh gethan, so weh! Sie war ja noch so jung und mußte schon sterben, gleich hinter dem Herrn Grafen her, der vor einem halben Jahre gestorben war, am Typhus. Bei seinem Tode hatte Niemand geschluchzt, nur sie, das engelgute Wesen, welches Alles verzieh und vergaß — ich

will nichts sagen, nichts Böses — aber außer ihr hatte bei des Grafen Tode Niemand getrauert. Sie hatte viel gelitten und jetzt — einundzwanzig Jahre war sie alt, so schön, so gut und schon sterben! Sie wußte es, und vom gnädigsten Herrn Henryk hatte sie schon am Abend Abschied genommen, und dann hatte ich ihn in seinem Bettchen zur Ruhe gebracht — mein Gott! er wußte noch nichts von seinem Unglück, er verstand noch nichts, fünf Jahre — und da sagt das Kind: „Mutter weint, weint!“ und fragt mich dann vor dem Einschlafen: „Machst du mir morgen den Drachen?“ und ich nicke nur, denn sprechen kann ich nicht, die zurückgehaltenen Thränen würgen mir in der Kehle. Und dann schläft er gleich ein und ich setze mich ans Fenster und schaue in den Hof, und sehe die Fackeln und schaue so vor mich hin, aber still, daß mir nicht das Bübchen erwacht, denn er hat einen leisen Schlaf — auch heute noch. Da kommt Jemand auf die Thüre zu und herein schleicht die Marinia, das Kammermädchen — sie hat später einen Kanzlisten in Barnow geheirathet, sie wollte immer hoch hinaus, aber jetzt geht es ihr schlecht, — so ein kaiserlicher Hungerleider! Also die kommt herein und sagt: „Fedor,“ sagt sie, „sie will den Knaben noch einmal sehen.“ — „Und wie steht es?“ frag' ich. Da fängt sie zur Antwort nur leise zu weinen an und ich weine auch, und der Kleine erwacht und weint mit. Da nehme ich ihn auf den Arm und trage ihn bis an die Thür des Sterbezimmers und dann trägt ihn die Marinia hinein.

Ich bleibe unter den vornehmen Herrschaften stehen, und nach einer Weile kommt sie heraus: „Fedor, sie will dich sprechen! — Hören Sie, Herr Georg?! — mich hat sie sprechen wollen in ihrer letzten Stunde, Keinen von der Verwandtschaft und Keinen von der Freundschaft, mich! Also ich gehe hinein, und da liegt sie da, so blaß, so durchsichtig war das Gesicht, wären nicht die goldenen Locken an den beiden Wangen gewesen, ich hätte das Gesicht kaum von den Kissen unterscheiden können. Und das Bübchen, das steht ganz lustig am Bette und lacht und spielt mit den Spitzen am Polster. Sie winkt mich heran, ich trete näher. „Fedor," sagt sie, „mein Henryk wird sehr reich sein, aber er wird keinen Vater haben und keine Mutter, und er wird so herumgestoßen werden unter den fremden Menschen. Gib du Acht auf ihn, Fedor." Ich nicke, sprechen kann ich nicht. „Du bist ein braver Mensch," sagt sie, „bleib' bei ihm, verlaß' ihn nie, versprich es mir!" Und dabei legt sie mühsam die weiße Hand auf die Bettdecke und ich rühre ehrfurchtsvoll an die kalten, feuchten, Finger. Und damals, Herr Georg, hab' ich mir nicht einen Eid geschworen, sondern tausend — tausend Eide, Herr Georg!"

Der alte Mann wischte sich die Thränen aus den Augen, seine Lippen bebten. Dann fuhr er fort: „Also, jetzt werden Sie einsehen: die Braune muß sterben. Denn leichtsinnig sind wir, das ist wahr, das haben wir leider vom Herrn Vater, aber das gute, edle Herz, das haben wir von der Frau Mutter. Also dumme Streiche

haben wir gemacht, unzählige! Aber einen schlechten Streich? Niemals! Und wenn wir dergleichen machen wollten, so hat man uns an jene Nacht erinnert und wir haben's unterlassen. ‚Fedor, altes Weib, Du hast Recht, wir wollen's bleiben lassen.' Aber heute Morgen beim Ankleiden? ‚Fedor! schweig'! ich heirathe sie — alle Todten der Welt sollen mich nicht hindern!' Also selbst diese Erinnerung hilft nichts mehr, also wir heirathen sie, also das darf nicht geschehen, also es giebt kein anderes Mittel, also ich muß sie tödten!"

Und diese fünf „Also" zählte er an den fünf Fingern seiner Rechten ab, dann ballte er sie und ließ die Faust auf den Tisch fallen, und auf seinem Gesichte lag wieder jener Ausdruck stumpfer, starrer, grausamer Entschlossenheit.

„Du Thor!" rief ich. „Du Schwätzer! Meinst Du, man läßt einen mordgierigen Menschen frei herumlaufen? Augenblicklich eile ich zu Henryk, und wir lassen Dich binden und liefern Dich morgen früh an das Kreisgericht ab, nach Tarnopol."

„Meinetwegen!" Das Gesicht des Alten blieb starr, kein Muskel zuckte. „Deßhalb thu' ich's doch, wenngleich dann mit dem Arm eines Andern. O Herr Georg! Sie sollten uns doch besser kennen! Wir halten zusammen, seien Sie überzeugt. Sperren Sie mich ein, so thut's der Gregor oder der Janko! O! es geschieht, es geschieht doch, Herr Georg. Und gar in dieser Sache, wo es sich um die Ehre unseres ganzen Hauses handelt! . . ."

Ich griff mir an die Stirne, ich wußte, daß er die

Wahrheit sprach, ich kenne ja diese Leute! „Aber er wird ja wahnsinnig," rief ich, „wahnsinnig an ihrer Leiche!"

Und wieder zuckte kein Muskel in diesem Gesicht. „Wahnsinnig? hm! vielleicht, hm! wahrscheinlich! hm! sogar gewiß! Aber was ändert das an der Sache?! Erstens kann man doch noch geheilt werden, und wenn auch nicht, so bleibt es doch immer nur ein großes Unglück. Denn was werden so die Herrschaften sagen? ‚Armer Henryk — verrückt geworden — im Irrenhaus!' Aber wird Jemand spotten? Nein! Oder kommt dadurch ein Flecken auf unsere Ehre? Nein! Und selbst wenn so ein junges Herrchen seine Witze machen will, es wird sich schon Jemand finden, der ihm sagt: ‚Schweigen Sie, den Verstand kann Jeder verlieren, das heißt, wenn er einen hat!' Aber wenn wir sie heirathen! . . . O Herr Georg!" Der Alte knirschte mit den Zähnen. „Ich kann Ihnen schon heute sagen, was sie reden werden, diese guten Freunde, diese Herrschaften, diese falschen Polacken! Zum Beispiel: ‚Von der Verwandtschaft der Braut war Niemand bei der Hochzeit, sogar ihre Eltern waren verhindert, der Vater wurde leider eben an dem Tage in Czernowitz gehängt und die Mutter wegen Diebstahls in Lemberg gestäupt!' Oder dann später: ‚Ich komme nie nach Gonisko, wissen Sie, es sind so viele Neffen und Nichten der Gräfin im Hause und da fürchte ich für meine Taschen!' O, ich kenne dieses Gesindel! Und erst, wenn Kinder kommen . . . ‚Merkwürdig,' wird der kleine Smolski dem Baron Mustazza erzählen, ‚merkwürdig, wie ähnlich dieser

gräfliche Stammhalter dem jungen Zigeuner ist, der jetzt bei mir Stallputzer ist. Aber er ist diebisch, ich werde ihn fortjagen, er mag dann nach Gonisko zurückkehren, wo er früher war — verstehen Sie?' Und der Baron Mustazza versteht und lacht . . . O, o!" Der Alte stöhnte . . . „Gute Nacht, Herr Georg! Thun Sie, was Sie wollen, ich thue, was ich muß!" Und er wandte sich zum Gehen.

„Fedor," sagte ich und legte ihm die Hand auf die Schulter, mein Blick fiel dabei zufällig auf den Spiegel, und ich erschrak fast, so bleich war ich und so verstört, „Du mußt mir Eines versprechen: Du tödtest sie nicht eher, als bis sie in den Wagen steigt, der sie zur Kirche führt! . . ."

Er dachte nach. „Ich verspreche es," sagte er dann. „Aber unter einer Bedingung: Sie verrathen mich nicht, denn sonst muß es ein Anderer verrichten! Warum ein Anderer? Mich hat ja unsere gnädigste Frau Mutter in jener Nacht an ihr Sterbebett rufen lassen . . ."

Ich nickte.

„Warum werden Sie plötzlich so roth, Herr Georg?" fragte er noch, schon halb zur Thüre gewendet.

Ich schwieg, ich wagte kaum mir selbst den Gedanken zu gestehen, der mir das Blut in die Wangen getrieben . . .

Ich winkte ihm stumm, zu gehen . . .

* * *

Die Thür fiel ins Schloß, ich horchte seinen verhallenden Schritten. Dann warf ich mich in einen Lehn-

stuhl und schloß die Augen. Ich fühlte mich plötzlich entsetzlich müde, geistig und leiblich. Und dabei zitterte doch jeder Nerv in mir vor Aufregung und mein Blut jagte rasend schnell durch die Adern. In den Schläfen empfand ich ein überaus peinigendes Gefühl, als würden mir da blitzschnell glühende Nadeln eingetrieben und hinausgezogen Mein Herz hämmerte gegen die Rippen, rasch, voll, schmerzhaft, Schlag um Schlag. Aber plötzlich schien es stillzustehen . . .

Ich sprang auf, einen Augenblick lang durchzuckte mich ein dunkles, übermächtiges, entsetzliches Gefühl, ich glaube, es war die Todesangst. Ich stürzte an's Fenster. Die Nachtluft schlug mir entgegen, schwül, erstickend schwül, schwerer Blumenduft schwamm darin. Ich starrte hinaus, angehaltenen Athems — Alles schwarz, Alles still. Ich blickte zum Himmel empor, der Mond mußte ja längst aufgegangen sein. Aber kein Lichtschein war zu gewahren, und auch den Himmel fand ich nicht. So weit das Licht der Kerzen hinausstrahlte, so weit konnte mein Auge sehen: grünes Gesträuch, ein Blumenbeet, eine kleine Figur aus Sandstein. Aber sonst war Alles ringsum Finsterniß, schwarze, undurchdringliche, drohende Nacht. Ich schaute und lauschte, lauschte bang. Sonst hat ja die Nacht tausend Stimmen: Windeswehen, Blättergeflüster, Leben und Weben nächtlichen Gethiers und Anderes, was wir nur hören und nicht erkennen; wer weiß, was Alles sonst leise das Dunkel durchtönt? . . . Aber heute Stille, grausame Stille! Mir war's, als

hielte die Natur den Athem an in dieser unheimlichen Nacht und lauschte, lauschte bang — worauf?! — worauf?! . . .

Ein schriller Klang hinter mir, ein kurzes Kreischen, ich wandte mich um, die alte Wanduhr hatte die erste Stunde nach Mitternacht geschlagen. „So spät,“ flüsterte ich vor mich hin, „ich sollte zu Bett gehen.“ Ich fuhr mir über die Stirne, sie war von kaltem Schweiß bedeckt. Dann starrte ich in das ruhige Licht der Kerzen und — legte mich wieder in's Fenster.

Kein Lufthauch war wach. Das Gesträuch vor dem Fenster stand still, im ganzen Garten regte sich kein Blatt. Noch immer dieselbe dumpfe Stille und Finsterniß. Da, auf einmal, blitzte es am Himmel auf, eine ungeheure Lohe. Taghell, in grellem, weißem Licht stand eine Secunde lang der Garten vor mir, die Flügel des Schlosses, der Wolkenhimmel. Ich schloß die Augen und trat einen Schritt zurück, ich erwartete das Gedröhne des Donners. Jedoch nur ein leises, unheimliches Flüstern ward hörbar, als ginge ein Windhauch durch die Blätter. Das war seltsam, denn die Luft war und blieb unbewegt, dabei unsäglich schwül, und dennoch zitterte der Strauch vor dem Fenster, ich sah es ganz deutlich, seine Zweige regten sich. Die Pflanze erschien mir wie etwas Lebendiges — ich strich leise, fast zärtlich mit der Hand über die Zweige. „Der arme Strauch zittert vor dem Gewitter,“ sagte ich laut vor mich hin.

Wieder schlug die Lohe auf, blitzschnell, übergewaltig.

Und wieder kein Donner, nur jenes unheimliche Rascheln im Laub . . . „Wetterleuchten!“ sagte ich langsam und laut. „O! wenn nur das Gewitter käme!“ Und dann nickte ich, als hätte dies ein Anderer gesprochen und ich wollte ihm beistimmen . . .

„Was red' ich da mit mir selbst?“ schrie ich dann plötzlich auf. „Bin ich krank, wahnsinnig?“ Ich legte die Finger an meine Pulse, sie jagten fieberisch. „Mein Blut kocht, mein Kopf brennt!“ dachte ich, „warum?“ Und wieder sagte ich laut: „Ist es diese Schwüle? Oder das Gespräch mit dem Alten? Oder sehne ich mich nach —“

Ich sprach den Namen nicht aus, ich flüsterte ihn nur, mir selbst kaum hörbar. Aber wie er mir aus der Kehle drang, da fuhr ein Zittern über meinen Leib und ich wandte mich zur Thür, unwillkürlich, wie eine Puppe, die von fremder Hand bewegt wird.

Die Thür des Zimmers fiel hinter mir zu, ich tastete vorwärts im dunklen Corridor, rasch, heftig, wie ein Verzweifelnder. Ich fühlte nichts mehr, ich wußte nichts mehr, ich dachte nichts mehr, nur das Blut raunte und rauschte in mir: „Zu ihr, zu ihr!“

Der Corridor mündete in einen zweiten, ich stürmte weiter, bis ich an eine Treppe kam. Da blieb ich stehen. Aber was meinen Fuß bannte, war nicht etwa die Erkenntniß meiner sündigen Thorheit, sondern der Gedanke: „Du kennst den Weg nicht, der zum Salon führt; du mußt wieder dein Zimmer zu finden suchen und dir — eine Kerze mitnehmen!“

Und ich wandte mich und tastete wieder zurück, einen langen Gang hinab, an unzähligen Thüren vorbei, immer hastiger, immer toller. Aber der Gang nahm kein Ende, das konnte unmöglich der Weg sein, den ich gekommen ... Wieder blieb ich unschlüssig stehen. Aber nur einige Secunden lang. Dann trieb mich mein tolles Blut wieder weiter ...

Da — ich hielt an und fuhr zusammen — da brach mir ein ferner Lichtschein in's Auge und kam näher und näher, ein langsamer, fester Schritt hallte durch den Corridor. „Es ist Henryk," dachte ich, „oder ein Diener, gleichviel, ich muß mich verstecken!" Und ich schmiegte mich in die nächste Thüröffnung und drückte auf die Klinke ...

Aber die Thür war verschlossen. Der Schritt kam näher und näher, es war Fedor, eine Lampe in der Hand. Wieder drückte ich krampfhaft, verzweifelt auf die Klinke, aber sie gab nicht nach. Ich schloß die Augen. „Was wirst du ihm sagen?" dachte ich.

Der Alte bemerkte mich erst, als er dicht vor mir stand. Er wich erschreckt zurück. „Wer —" rief er, aber da erkannte er mich auch. „Sie, Herr Georg? Haben Sie nicht schlafen können? Es ist eine schwüle Nacht, wir bekommen ein furchtbares Gewitter, wenn auch erst gegen Morgen! Ich will darum alle Fenster — aber," unterbrach er sich plötzlich, „wohin wollten Sie denn eigentlich?"

Ich erwiderte nichts, es fiel mir nichts ein und meine Kehle war wie zugeschnürt.

„Wollten Sie in den Garten?"

„Nein," stammelte ich, „das heißt — ja!"

Er hob die Lampe und leuchtete mir in's Gesicht. Ich mochte wohl recht sonderbar aussehen, denn er schüttelte besorgt den Kopf. „Sind Sie krank, Herr Georg?"

„Etwas Kopfweh," flüsterte ich scheu und blickte zur Seite.

Der Alte hob die Lampe noch höher und schaute mir scharf und prüfend in's Antlitz. Es waren wohl nur einige Secunden, mich dünkten sie damals eine Ewigkeit voll Scham und Qual. Ob er errieth, wohin ich hatte gehen wollen — ich weiß es nicht genau. Nur das Eine weiß ich, daß sein Blick immer düsterer, immer starrer wurde. Ich wich diesem Blick aus, ich schlug die Augen nieder, aber er bohrte mir durch die Lider und in's tiefste Herz. „Kommen Sie," sagte er endlich langsam, schwer, „wir wollen zu Ihrem Freunde gehen!"

Er faßte meinen Arm und führte mich vorwärts, wie man ein Kind, einen Kranken führt. Ich folgte ihm willenlos.

„Wir haben auch Kopfweh," murmelte er, indeß er mich so sachte vorwärts schob. Mir fiel die seltsame Redeweise nicht auf, noch minder lächelte ich darüber. Er aber fuhr bekümmert fort: „Wir essen nichts mehr, wir trinken nur. Und in der Nacht schließen wir kein Auge. Wir werden ernstlich krank werden!"

„Weißt Du," begann ich mühsam und fühlte, wie mir

die brennende Röthe über's Antlitz schlug, „weißt Du, ob Henryk in seinem Zimmer ist?"

Er schien die Frage überhört zu haben. Dann aber erzählte er: „Ich bin eben im linken Flügel, da höre ich die Schelle aus dem Salon der Hexe klingeln, ganz wüthend, wie man Sturm läutet. Ich laufe hin. Da steht die Braune, mitten im Zimmer, allein, mit zerzaustem Haar, und schluchzt: ‚Wecke den Henryk oder den Zauberer, sofort! Ich fürchte mich vor dem Gewitter!' — ‚Wir haben einen Blitzableiter auf dem Dach!' sage ich. — ‚Was?' ruft sie. ‚Ich fürchte ja nicht den Blitz — ich weiß einen Spruch dagegen! Aber,' und da beginnt sie wieder zu schluchzen, ‚die Mauern — das Dach — ich bin noch nie eingesperrt gewesen bei einem Gewitter — mir birst vor Angst das Herz. Hinaus, ich will hinaus in den Sturm! Oder rufe Leute, Leute! Oder bleib' wenigstens Du hier, alter Hund!' Und dabei zittert sie wirklich an Händen und Füßen und auf ihrem Gesicht liegt die Todesangst, deutlich wie ein Schleier, den man mit Händen greifen kann. Schon will ich, der ich ein alter Christ bin und kein Hund, trotz des Schimpfworts Mitleid mit ihr haben und eine Magd rufen, da miaut plötzlich der Kater im Garten und sie schreit: ‚Geh'! geh'!' — ‚Soll ich Dir nicht die Kasia holen?' — ‚Nein!' ruft sie und stampft mit dem Fuße. ‚Ich will allein bleiben!' Ich gehe zur Thüre, da schreit sie: ‚Steige auf's Dach, fange den Kater.' — ‚Aber er miaut ja im Garten,' sag' ich. ‚Nein auf dem Dach!' schreit sie. ‚Ich befehle Dir, steige sogleich auf's Dach!

sonst lasse ich Dich morgen davonjagen. Hörst Du, auf's Dach!' Da bin ich gegangen, aber nicht auf's Dach, sondern in den linken Flügel die Fenster zu schließen. Denn wenn sie alle Leute verrückt macht — mich nicht!"

Wir standen vor Henryks Schlafzimmer. Die Thür war halb geöffnet, auf dem Tische brannten die Wachskerzen im Kandelaber, aber das Lager war unberührt, das Zimmer leer. „Wo mag er sein?" fragte ich und wieder jagte mir eine Blutwelle über das Antlitz.

Fedor seufzte tief auf. Dann durchschritt er das Zimmer und trat an's geöffnete Fenster, durch welches die Nacht schwarz und drohend hereinstarrte. „Wir sind ein armer Narr," murmelte er. „Sehen Sie her, Herr Georg," sagte er dann laut und wies auf einen Flecken am Fensterpolster. „Da sind wir hinausgesprungen und laufen nun seufzend im Garten herum. Ach! es könnte einen Stein erbarmen!"

Er beugte sich weit hinaus und spähte in's Dunkel. „Herr Henryk!" rief er. „Herr Graf!" Laut und durchdringend rief er es und dabei zitterte doch seine Stimme und es lag ein Ton darin, nicht zu schildern. So ruft kein Vater, so ruft nur eine Mutter nach ihrem Kinde ...

Der Ton verhallte, die Nacht lag schweigend, wie früher, es kam keine Antwort.

„Kommen Sie, Herr Georg!" bat der alte Mann. „Das ist," er warf einen scheuen Blick hinaus, „das ist eine unheimliche Nacht. So, als ob," er stockte wieder,

„als ob ein Unglück geschehen müßte! Kommen Sie, wir wollen ihn im Garten suchen!“

Er schritt mir voran, den Corridor hinab, bis an ein Pförtchen. Da stellte er die Lampe hin, schloß die Thür auf und trat hinaus.

„Willst Du nicht die Lampe mitnehmen?“

Er schüttelte den Kopf. „Wozu? Ich sehe auch im Dunkeln gut. Und was gar mein Ohr betrifft, seinen Schritt höre ich aus der Ferne!“

An mich dachte er nicht. Erst als ich nach dem ersten Schritt zaudernd stehen blieb, brummte er etwas in den Bart, faßte meine Hand und zog mich hastig in den Garten.

Es war eine Nacht, wie ich nie eine ähnliche erlebt. So schwül, so furchtbar still, so tiefschwarz, ich hatte das Gefühl, als schlichen wir in einer Katakombe dahin, tief in der Erde. Aller Ton, alles Licht schien erstorben. Sonst gewöhnt sich das Auge allmählich an das Dunkel; die Gegenstände heben sich schwärzer ab vom Hintergrunde des nächtigen, wenn auch noch so dicht mit Wolken umhangenen Himmels. Heute war nichts von den Bäumen zu sehen, nichts vom Schlosse. Ich blickte auf den Boden, sonst schimmern die Kiesel weiß — heute war auch da nichts als gähnende Finsterniß — in die Nacht, wie in einen Abgrund tastete der Fuß . . .

„Henryk!“ rief Fedor plötzlich und hielt an. „Henryk!“ Keine Antwort.

„Er will nicht," murmelte der Alte. „Denn gehört hat er mich! Haben Sie nichts vernommen?"

„Nein!"

„Ihr Ohr ist stumpf, Herr Georg. Es ist Jemand, vielleicht dreißig Schritte von uns, vorbeigegangen, gewiß nur Henryk — wer anders? — obwol er sonst nicht so vorsichtig schleicht!"

Ich lauschte, ich konnte nichts hören.

„Jetzt wieder!" murmelte Fedor und faßte meine Hand fester. Ich hörte noch immer nichts. „Er ist es doch! Kommen Sie!"

Wir gingen weiter, so rasch, als es das Dunkel und die Taxushecken erlaubten. Fedor unterschied das Gesträuch, ehe es ihm entgegenschlug — mich peitschten die Zweige im Dahineilen. Es war ein schlimmes, unheimliches Umherirren. Plötzlich blieb ich stehen. „Was ist das?" rief ich erstaunt. Mitten in der ungeheuren Dunkelheit standen uns jählings, bei einer Wendung des Wegs, drei kleine, golden schimmernde Pünktchen vor den Augen. Eines dicht am Boden, die beiden anderen höher und fast in eins zusammenschwimmend. Es schien, als schwebten sie in den Lüften.

„Das Schloß!" sagte Fedor ruhig. „Die beleuchteten Fenster! Unten brennt der Kandelaber in des Herrn Zimmer und oben hat die Hexe noch Licht! Die verd— Aber halt!" unterbrach er sich und seine Stimme sank zu leisem Flüstern. „Hören Sie noch immer nichts?"

Ich hielt den Athem an und lauschte. Und diesmal

hörte ich wirklich sehr fern und sehr leise einen räthselhaften Ton: ein Knistern und Rauschen. „Wie eine Schlange!" flüsterte ich. „Das ist kein Menschentritt!"

„O doch!" gab Fedor noch leiser zurück. „Aber — ich fasse es nicht — ist er denn schon ganz verrückt, daß er bloßfüßig im Garten umherläuft?!"

Im selben Augenblick klang von fern ein Pfiff und das Bellen eines Hundes. „Das ist Henryk!" sagte Fedor tief aufathmend. „Gott Lob! der Hektor ist bei ihm — da kann ihm nichts zustoßen. Aber — wer ist der Andere?"

Mir ging — ich wußte nicht warum — ein kalter Schauer über den Rücken und rührte leise an alle Nervenausläufer der Haut. „Irgend ein Thier," meinte ich.

„Nein," flüsterte Fedor, „es schleicht Jemand auf nackten Sohlen gegen das Schloß zu — kommen Sie! Aber leise, leise!"

Wir schritten auf die leuchtenden Pünktchen zu, so rasch und so lautlos, als wir vermochten. Dazwischen hielten wir inne und horchten. Aber nur einmal wieder wollte Fedor das Geräusch gehört haben, ich konnte nichts mehr vernehmen.

So waren wir auf vielleicht nur hundert Schritte Entfernung vom Schlosse angelangt. Aber trotzdem konnten wir nichts von dem Mauerwerk unterscheiden, nur die drei erleuchteten Fenster blickten uns entgegen, nicht mehr als Pünktchen, sondern als goldige Flächen — trotz der Nähe ganz klein — denn die Finsterniß schmälerte und verschlang eifersüchtig den Lichtschein.

Da brauste mächtig und urplötzlich, wie aus sich selbst geboren, ein Windstoß im Gesträuch, und im selben Augenblick flammte eine ungeheure Lohe über Himmel und Erde, in grellweißem Licht, greifbar nah stand uns das Schloß — dann doppelt finstere Nacht, wieder ein jäher, aber schwächerer Windstoß und endlich ferner, lang anhaltender Donner.

„Das Gewitter! in einigen Minuten entlädt es sich, kommen —" Er sprach es nicht zu Ende. „Miau! Miau!" klang es gellend, langgezogen, wie aus unserer nächsten Nähe, und schnitt ihm das Wort ab.

Das also war der Schleicher auf nackten Sohlen, dachte ich. Und mit dem Gedanken überkam mich überreizten, fiebernden Menschen eine ungeheure, unbezähmbare Lachlust. „Hahaha!" brach ich los.

„Schweigen Sie!" keuchte mir Fedor in's Ohr und preßte mir die Hand auf den Mund. „Um Christi willen — hören Sie doch nur!"

Ein Fenster klirrte bei heftigem Oeffnen — man hörte es ganz deutlich. Es war eins der beiden erleuchteten Fenster im ersten Stockwerk. Mit eisernem Druck umfaßte der Alte meine Hand und zog mich vorwärts, näher heran.

„Miau! Miau!" erklang es wieder in unserer Nähe, der natürlichste Katzenschrei, den man sich denken kann. Und wie ein Echo erklang es von oben, aus dem Fenster, fein, dünn, zärtlich: „Miau, miau!"

Was ist das? hatte ich in höchster Aufregung rufen

wollen. Aber die Hand Fedor's lag wieder auf meinem Munde und erstickte den Ton.

Oben beugte sich eine Gestalt aus dem Fenster — Aniula. „Bist Du's?" rief sie laut und fröhlich. „Komm' nur, die Luft ist rein."

„Ist Niemand wach?" fragte eine gedämpfte Stimme unten.

„Nein! sie schnarchen Alle."

„Aber mir war's, als ginge Jemand im Garten herum?"

„Vielleicht der blasse Narr, der Graf! Aber der kommt dann nicht so bald heim! Ich habe dafür gesorgt, daß ihm der Schlaf vergeht!"

„Kannst Du herabkommen?"

„Das Thor ist zu. Aber Du hast doch die Stricke?"

„Freilich — warte nur!"

Einen Augenblick Stille, dann ein Hinschleifen auf dem Kies und wieder Stille.

„Man entführt sie!" schrie ich auf und suchte mich den Händen des Alten zu entwinden. Aber er hielt mich, wie man einen Wahnsinnigen hält, und meinen Aufschrei überheulte der Sturmwind, der wieder jählings alles Gesträuch aufwühlte, daß es mit tausend Stimmen rauschte und stöhnte. „Noch ein Wort," flüsterte Fedor dumpf, „und ich erwürge Sie, so wahr mir Gott helfe! Wollen Sie verhindern, daß der Teufel aus dem Hause kommt?"

Wieder ein Blitz, länger, greller als die früheren. In seinem taghellen Schein sahen wir, wie sich eine ge-

schmeidige Gestalt an einem Pfeiler des Balkons hinaufwand. „Ein junger Zigeuner!“ murmelte Fedor.

Es war so. Wir sahen zu, wie zuerst ein Krauskopf, dann ein Paar Arme im Lichtkreis des Fensters erschienen. Die Zigeunerin beugte sich vor, umhalste den Emporklimmenden und küßte ihn auf den Mund, daß es bis zu uns hinabschallte. „Nur zu! So ein Mund schickt sich für Dich!“ flüsterte Fedor grimmig. Der Bursche hatte sich inzwischen auf das Fensterbrett geschwungen und sprang nun in's Zimmer. Aniula umhalste ihn, aber er schüttelte sie ab und machte sich am Fensterkreuz zu schaffen.

„Er befestigt die Strickleiter!“ wisperte mir mein Begleiter zu.

„Es ist der Josel!“ seufzte ich.

„Wer? Kennen Sie ihn?“

„Ja! nein!“ stammelte ich, es war Beides richtig. Ich hatte den Burschen erkannt, den ich am Tage vor dem Karren gesehen, und vermuthete, daß es derselbe sei, von dem Aniula dem Grafen erzählt.

„Ja! nein!“ wiederholte Fedor spöttisch. „Aber wenn es der Antichrist in eigener Person wäre, ich möchte ihm einen Gulden schenken und höflich die Treppe hinableuchten, wenn er sich nur die Braune mitnimmt!“

Das Gewitter kam näher und näher; der Sturm heulte nun ohne Aufhör, immer wilder und schriller, mit grauenhaften Stimmen, die Blitze folgten sich immer dichter und der Donner brüllte dumpf und drohend.

Aber wir standen regungslos und schauten empor. Ich weiß nicht, wie lange — vielleicht nur drei Minuten lang — mir waren es eben so viele Ewigkeiten. Wenn ich heute daran zurückdenke, was ich damals empfand, so ist es mir zu Muthe, wie dem Wanderer, der in einen der unheimlichen Wassersprudel der Karpathen hinabblickt. Er steht auf festem Boden, im klaren Sonnenlicht, aber wenn er sich über die gähnende Tiefe beugt, dann betäubt ihn das unheimliche Spiel der dunklen Wasser, die, von räthselhafter Kraft gehoben, emporschäumen und sich überschlagen, und deren dumpfes Rauschen klingt wie ein mühsam gedämpftes Klagegeheul . . .

„Die Elenden!“ murmelte Fedor plötzlich und fuhr zusammen. „Diebe, Halunken!“ Die erleuchteten Fenster hatten sich verfinstert. Aber ein drittes, welches daran stieß, ward helle. „Henryks Schreibzimmer!“ stöhnte Fedor. „In der Lade liegen dreihundert Dukaten!“

„Sollen wir Lärm schlagen?“

„Nein!“ rief er heftig. „Wir sollen nicht! Und wenn es das ganze Vermögen wäre! . . . Ah! da sind sie schon!“

Wieder wurden die Fenster des Salons hell. Und nun erschienen die beiden Gestalten am Fenster. „Sturm!“ hörten wir Aniula rufen. „Ein prächtiges Wetter!“ Dann schnallte sie dem Burschen ein großes Bündel um und setzte sich auf das Fensterbrett.

„Zurück!“ flüsterte Fedor und zog mich hinter ein Gebüsch. „Der Schein der Blitze könnte uns verrathen!“

Oben erlosch die Kerze. Aber das Gewitter gab von Secunde zu Secunde grellen Schein. Wir sahen, wie zuerst Aniula an der Strickleiter hinabglitt, dann der Bursche, das Bündel auf dem Rücken, eine Axt in der Hand.

Nun waren sie unten. „Vorwärts!“ rief er. „Der Regen beginnt!“ „Vorwärts!“ jauchzte sie. Wir hörten und sahen die Beiden dicht an uns vorbeilaufen, in Nacht und Sturm hinaus.

Die Wolken entluden sich, der Regen stürzte in Strömen herab. Wir trieften binnen wenigen Secunden vor Nässe. Aber noch standen wir regungslos, wie gebannt . . .

Da, urplötzlich — hörten wir, mitten durch das Rauschen des Wassers, durch das Dröhnen des Donners einen schrillen, halbverwehten Ton. Er klang so fremd, so unheimlich, daß ich zusammenfuhr. „Was ist das?“ rief ich entsetzt.

Der Ton schwieg und begann dann wieder und währte fort — ein langgezogenes, dumpfes Heulen . . .

„Der Hund!“ schrie Fedor verzweifelt. „Mein Henryk! — Die Zigeuner haben ihn getödtet . . .“

Wir stürmten dem Tone nach, über Stock und Stein, in die furchtbare Sturmnacht hinein. Das Heulen schwieg nur auf Secunden, dann erklang es immer lauter, immer schauerlicher. Mir sträubte sich das Haar vor Entsetzen, die Kniee wankten unter mir, ich stürzte zusammen und raffte mich doch wieder auf und lief weiter.

„Fedor!" rief ich. Keine Antwort. Aber nun klang das Heulen ganz nahe. Plötzlich verstummte es und schlug in ein Freudengebell um. „Fedor!" rief ich wieder.

„Hier bin ich," sagte er mit lauter, heiserer Stimme. „Und hier liegt auch Henryk — todt — sie haben ihn erschlagen . . ."

Ein Blitz leuchtete auf, ich sah die Gestalt des Freundes hingestreckt in den Schlamm. Da that mein Herz noch einige langsame, schwere Schläge — dann stand es still —

Ich schlug zur Erde hin — lautlos, schwer — wie ein gefällter Baum . . .

* * *

Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich weich gebettet und fühlte etwas wie eine kalte Hand auf meiner glühenden Stirne. Ich griff darnach — es war ein Säckchen, mit Eis gefüllt. Dann riß ich weit die Augen auf und starrte um mich. Ich lag in einer freundlichen Stube mit lichten Tapeten — die Sonne schien durch das geöffnete Fenster, in welches sich grünendes Gesträuch drängte.

„Guten Morgen," sagte eine freundliche Stimme.

Ich sah Niemand und suchte den Kopf zu wenden. Aber diese Bewegung schmerzte mich und ich hielt still. „Wo bin ich?" fragte ich.

„Guten Morgen," klang es abermals, so freundlich wie früher.

„Wer bist Du?"

„Guten Morgen,“ klang es zum dritten Mal.

Wieder wollte ich den Kopf wenden nach dem Sprechenden, aber ich brachte die Kraft nicht auf. Ich fiel zurück, die Lider wurden mir immer schwerer, der Schlaf kam wieder über mich.

Als ich neuerdings erwachte, stand dasselbe Bild vor meinen Augen, nur lag die kalte Hand nicht mehr auf meiner Stirne, auch schien nicht die goldene Morgensonne in die Stube, sondern diese war erfüllt von dem rothen Wiederschein der Abendglut.

Als ich mich regte, da erklang auch wieder dieselbe Stimme und sagte, obgleich um die Wölbung schon die Schatten der Dämmerung lagen, wieder ihr freundliches „Guten Morgen!“

Nun vermochte ich den Kopf zu wenden und schaute in ein gutes, dummes, rothes Jünglingsantlitz. „Janko,“ stammelte ich. Er stand stramm aufgerichtet zu Häupten meines Lagers, einen mächtigen Fliegenwedel in der Hand, und grinste mir freundlich entgegen. „Janko, war ich krank?“

„Guten Morgen!“

„Wie lange?“

„Drei Wochen,“ erwiderte er rasch, aber dann biß er sich auf die Lippen und sagte abermals: „Guten Morgen!“

„Was heißt das?“

„Das heißt: der Herr Zauberer haben vorläufig nicht zu reden oder man hat Ihnen wenigstens nicht zu ant-

worten. Man hat Ihnen jeden Wunsch an den Augen abzulesen, man hat Sie zu pflegen, wie die Mutter ihr Kind, aber Plaudern ist verboten, das hat der Herr Doctor gesagt, ‚und,' sagte er, ‚Janko, ich verlasse mich auf Dich.' Nämlich weil das Nervenfieber so eine gewisse Krankheit ist! Ich habe es zwar versprochen, aber ich habe ihm gleich gesagt: ‚Herr Doctor — er ist ein guter Mann, er hat die Braune zum Hause hinausgezaubert; ich bitte, erlauben Sie, daß ich ihm wenigstens immer ‚guten Morgen!' sage. ‚Nun,' sagte er, ‚meinetwegen, begrüße ihn, so oft Du willst.' Das habe ich auch gethan, vielleicht täglich dreißigmal, aber Sie haben mich nicht gehört, nicht verstanden, Sie haben nur immer geschrieen und mich für einen Zigeuner gehalten, und einmal haben Sie mir fast die Nase aus dem Gesicht gedreht. Nun, wenn es Ihnen nur gut bekommen hat! Aber jetzt — schlafen Sie! Guten Morgen!

„Die Braune —" Das einzige Wort zerriß den wohlthätigen Schleier um meine fiebermüden Augen. Grell, greifbar klar stand die gräßliche Nacht vor mir. „Henryk?" rief ich und suchte mich zitternd aufzurichten. „Lebt Henryk?"

„Er lebt," sagte Janko und drückte mich in die Kissen zurück. „Aber wenn Sie jetzt noch Lärm machen, dann werden Sie sterben, und das wird Ihnen wirklich kein Vergnügen sein!"

Ich hielt die Augen geschlossen und regte mich nicht mehr, ich war zu schwach. Und zu schwach war ich auch, um jene quälende Erinnerung klar festzuhalten. Ich

empfand sie nur noch ganz sonderbar, ganz körperlich als einen dumpfen Schmerz im Hinterhaupt. So lag ich halb betäubt, schwer athmend da und fühlte nur zuweilen wie mir etwas kühl und weich über's Antlitz fuhr: der Fliegenwedel des guten Janko . . .

Als ich am nächsten Tage erwachte, fiel mein erster Blick auf zwei kleine, runde, glänzende Dinge, welche sich langsam über mir hin und herbewegten und von denen ich mich nun, wie im Traum erinnerte, daß ich sie in den letzten Tagen oft gesehen und mich sehr vor ihnen geängstigt. Aber als ich die Augen ganz aufriß, da waren es nur die Brillengläser des guten Doctors Zaloziecki. Ich hatte ihn seit langen Jahren nicht gesehen, aber ich erkannte sofort seine milden, edlen Züge, und sie mutheten mich an wie ein freundlicher Gruß. Mich labte in meiner Schwäche und Hilflosigkeit das Bewußtsein, in so trefflichen Händen zu sein. „Lieber Doctor —" stammelte ich und suchte seine Hand zu fassen.

Er nahm meine Rechte zwischen seine warmen, weichen Hände. „Verehrter Herr," sagte er langsam, „möchten Sie die Güte haben, mir zu sagen, wie Sie heißen?"

„Georg Eberle," erwiderte ich etwas erstaunt. „Erinnern Sie sich doch . . ."

„Und Ihr Beruf?"

„Ich bin Doctor der Philosophie und bereite mich für eine Docentur vor."

„Das ist ja sehr angenehm!“ rief er fröhlich. „Und wie heiße ich?“

„Doctor Wladimir Zaloziecki!“

„O wie mich das freut!“ rief er und wiederholte triumphirend: „Doctor Wladimir Zaloziecki! Und nun werden Sie mir gewiß auch sagen, wie viel zweimal zwei ist. Vier — nicht wahr? Aber fünfmal sechs?“

„Dreißig!“

„Dreißig!“ wiederholte er im Tone höchsten Entzückens, und die treuen blauen Augen funkelten hinter den Brillengläsern hervor, als wären sie feucht geworden. „Dreißig! Janko, wir haben ihn über den Berg gebracht!“

„Guten Morgen!“ klang die wohlbekannte Stimme aus der Ecke hinter meinem Kopfkissen. „Ich wußte ja, Ihnen ist nichts unmöglich! Aber ich habe auch mein Verdienst dabei! Die Medicin eingeben, die Suppe reichen, das Kissen richten, den Herrn Zauberer im Bette halten, sich von ihm prügeln lassen, wenn er im Fieber ist, und als Gespräch nichts als ‚Guten Morgen!‘ — ich bitte Sie, bei solcher Pflege muß ja Jeder gesund werden!“

„Ich danke Dir!“ sagte ich. „Aber ich habe Hunger!“

„Er hat Hunger!“ rief der Doctor, und die Augen funkelten noch stärker. „Hunger!“ wiederholte Janko, machte einen Freudensprung und stürmte in zwei Sätzen zur Thüre hinaus.

„Doctor,“ sagte ich, „ich muß wohl sehr krank gewesen sein?“

„Hm! sprechen wir von angenehmeren Dingen! . . .“

„Was macht Henryk?"

„Er ist außer Gefahr!"

„Ihr Ehrenwort, Doctor?"

Er zauderte, aber nur einen Augenblick. „Mein Ehrenwort!" Und dann fügte er rasch hinzu: „Die Wunde am Kopfe heilt — er wird wieder kräftig und gesund werden! Und nun haben wir genug geplaudert! Hier kommt auch Janko mit der Suppe! Adieu!"

Und er schritt eilig zur Thüre hinaus.

* * *

Von da an ging es aufwärts mit mir, sichtlich, von Tag zu Tag. Ich genoß das wonnige Gefühl des Genesens und konnte mich dabei auch an der ehrlichen Freude laben, welche die beiden Menschen um mich darüber empfanden.

Außer Janko und dem Arzte kam freilich Niemand. „Warum besucht mich Fedor nicht?" fragte ich endlich meinen drolligen Wärter.

„Warum?" wiederholte er lachend. „Warum? Eher könnte man den Mond von der Stelle bringen oder einen Zigeuner zu Ehrlichkeit und Christenthum! Der Fedor! — warum er nicht kommt? — ha! ha!"

„Zürnt er mir?"

„Behüte! Aber er pflegt ja den Grafen. Und wie! Wie eine Bärin ihr Junges. Er weicht nicht von seinem Lager, keinen Augenblick — es ist ein Wunder, daß sich der alte Mann noch aufrecht erhält, denn er schläft ja

seit Wochen nicht mehr. Und wenn Jemand ins Zimmer kommt, so knurrt er und zeigt die Zähne, wie eine Bärin, sag' ich. Er sieht es sogar nicht gern, wenn unser guter Doctor den Verband erneuert!"

„Ist die Wunde schlimm?"

„Schlimm genug! Und verzeihen Sie, das haben Sie nicht gut gemacht! Die einzige Entschuldigung ist, daß vielleicht auch ein Zauberer nicht an Alles denken kann. Ihr Wille war gewiß gut, und daß Sie sich angestrengt haben, kann man ja daraus sehen, daß Sie von der Arbeit so krank geworden sind! Aber wenn Sie schon so gewaltig waren, um die Braune aus dem Hause zu bringen, dann hätten Sie auch bewirken können, daß unser Graf keinem Mörder in den Weg kommt. Freilich! — ich will Ihnen keinen Vorwurf machen! — Sie haben eben darauf vergessen!"

„Verzeih' mir," bat ich. „Aber wie geht es Henryk?"

„Die Wunde heilt! Aber Fedor ist doch nicht zufrieden!"

„Warum?"

„Das darf ich nicht sagen!"

„Du mußt!" rief ich und richtete mich zitternd auf.

„Ich darf ja nicht," bat Janko weinerlich. „Nur einen Augenblick!" Und husch! war er zur Thüre hinaus.

Gleich darauf trat der Doctor ein. „Lieber Georg," sagte er ernst, „was sind das für Streiche? Sie zittern ja vor Aufregung. Wollen Sie einen anständigen Selbstmord begehen?"

„Sie sagen mir nicht die Wahrheit!“ rief ich heftig. „Wie steht es um Henryk?“

„Er ist auf bestem Wege zur Genesung! Die Wunde war gefährlich — das läugne ich nicht! Der Angreifer muß die Axt hoch, aus nächster Nähe geschwungen haben. Höchst wahrscheinlich ist im selben Augenblicke der Hund auf ihn gesprungen. Das hat die Kraft des Hiebes abgeschwächt. Er war jedoch noch immer wuchtig genug und es ist ein wahres Wunder, daß Henryk so davongekommen. Man erzählt von einem Kornicki aus dem sechzehnten Jahrhundert, daß er mit dem Schädel eine Eichenthür eingesprengt. Dieser solide Knochenbau hat sich zum Glück auch auf den jüngsten Sproß vererbt!“

„Aber das Gehirn ist erschüttert!“ rief ich.

„Dann wissen Sie mehr als ich! Seit das Wundfieber aufgehört hat, denkt und spricht der Kranke ganz normal!“

„Und Fedors Kummer?“

„Er ist ein alter Narr!“ rief der Arzt heftig — er, der sonst so höflich und milde war. „Ein Faselhans!“ wiederholte er noch heftiger, und das schien mir vollends ein erkünstelter Zorn. Aber ich mochte nicht weiter in ihn dringen.

Vier Tage darauf verließ ich mein Lager und durfte einige Stunden im Lehnstuhl verbringen. Es war ein schöner, milder Herbsttag, die bunten Blätter lösten sich schon sacht von den Zweigen, aber der Himmel war tiefblau und die Sonne schien warm.

Da endlich kam Fedor. „Ich gratulire zur Genesung,“ sagte er, „ich freue mich sehr.“ Es kam ihm gewiß von Herzen. Aber auf seinem Gesichte lag just keine große Freude. Der treue Mensch war in diesen wenigen Wochen sehr gealtert, das Haar war schneeweiß geworden, die Kleider schlotterten um den gebückten Leib.

„Du bringst mir Grüße von Henryk?“ fragte ich.

„Gewiß — herzliche Grüße!“ Und dabei blickte er scheu und bekümmert zu Boden.

„Fedor, Du verbirgst mir etwas!“

„Nein! Wir sind nicht lustig, aber wer könnte das von uns verlangen, nachdem wir kaum dem Tode entronnen!“ Und damit schloß er die dünnen, fahlen Lippen und es war über diese Sache weiter kein Wort mehr aus ihm herauszupressen.

Und wieder nach einer Woche ging ich endlich denselben Weg, den ich einst in jener Schreckensnacht an Fedors Seite gegangen; den Corridor hinab durch das Pförtchen, in den Garten. In den ersten Tagen mußte ich mich fest auf den Arm meines Janko stützen, dann aber ging es, je länger desto besser. Und endlich war ich gekräftigt genug, da stundenlang allein auf und ab zu wandeln.

Das waren stille, schöne Stunden. Das Laub raschelte unter meinen Füßen, aus der Höhe tönte der scharfe Ruf des Kranichs, der von Lithauen her im September durch den podolischen Gau gegen Süden zieht, und in den lauen Lüften schwammen die Herbstfäden,

welche unsere Bauern das „Gespinnst der Verdammten“ nennen.

Es knüpft sich eine sonderbare Legende daran. Ein frommes Mädchen hatte die heilige Jungfrau angefleht, ihr zu gewähren, daß ein Hemde ihres Gespinnstes den Träger unverwundbar mache. So wollte sie ihren einzigen, heißgeliebten Bruder schützen, der eben in den Krieg ziehen sollte. Gerührt durch diese reine Liebe gewährte die Gnadenreiche der Flehenden den Wunsch. Diese aber, inzwischen in Liebe zu einem Unwürdigen entbrannt, gab das Gewand diesem und nicht dem Bruder. Als nun der Freche sich ihrer Gunst rühmte und der Bruder ihn um dessentwillen zum Zweikampf forderte, da blieb der Frevler unverwundbar, indeß der treue Bruder sein Leben lassen mußte. Und seitdem sitzt die Sünderin am Spinnrade und spinnt unabläßig, aber der Wind reißt ihr die Fäden entzwei und trägt sie über das Land. So erzählen die Bauern, und so wird auch das Sprüchwort der Russinnen erklärlich: „Sinnenlust bringt Verderben — das lehren die Fäden im Herbste . . .“

Es war mir eigen zu Muth, da ich die Fäden so schimmernd durch die leise bewegte Luft dahinschiffen sah und dieses Wortes gedachte und jener Nacht, da ich zuletzt in diesem Garten gestanden. Mein Herz ward weich und mein Sinnen wehmüthig. Ich hatte nichts zu bereuen, als eine Sünde, die ich in Gedanken begangen, und dafür hatte ich theuer gebüßt. Aber ein Mitleid mit mir selbst faßte mich, ein Mitleid mit uns

Menschen, die wir so stolz thun und so hilflos sind! Ach! wenn wir unser Haupt zu den Sternen erheben wollen, so kann dies nur geschehen durch eine Anspannung unsrer edelsten Kraft, durch Mühsal und Kampf. Aber in den Koth werden wir ohne unseren Willen geschleudert, blitzschnell, der Spielball einer Macht, die freilich auch in uns ist, aber stärker als wir! Warum sind wir so geschaffen, daß uns die Sünde so leicht, die Tugend so schwer wird? Richte dein Haupt empor, sei gut und rein und stolz — der Kobold in dir regt sich nicht, aber er lebt, und es kommt die Stunde, wo er Dich niederwirft, wie der Riese ein Kind! . . .

„Sinnenlust bringt Verderben, das lehren die Fäden im Herbste.“ Ich wandte den Blick nach jenen Fenstern, hinter deren Gardinen der arme kranke Freund saß. Ich hatte ihn besuchen wollen, aber Fedor war mir entgegengetreten: der Arzt gestatte es nicht. Und Doctor Zaloziecki hatte mir dies bestätigt mit hastigen, verlegenen Worten. Was ging da vor — was war's mit Henryk? Daß er körperlich gesundete, wußte ich. Er machte schon Promenaden im Zimmer, kleine Fahrten im Walde. Wollte er mich nicht sehen? — mich allein? Oder fürchtete der Arzt, daß ich den Anblick nicht würde ertragen können? War Henryk —

Ich dachte den Gedanken nicht aus, aber er schnitt mir so schmerzlich ins Herz, daß ich stehen blieb und laut aufstöhnte. Besorgt eilte Janko, der sich immer,

auch gegen meinen Willen, in meiner Nähe hielt, herbei. „Ist der Doctor im Hause?“ fragte ich.

„Ja, was ist's — um Christi willen —“

„Hole ihn!“

Er eilte davon. Nach einigen Minuten kam er mit dem Arzte zurück. „Ich habe keine körperlichen Schmerzen,“ sagte ich zu Diesem. „Aber Sie, der Arzt, begehen ein Verbrechen an mir, wenn Sie mir bezüglich meines Freundes nicht volle Beruhigung geben. Hat sich Henryk meinen Besuch verbeten?“

„Nein!“ war die Antwort. „Wenn er überhaupt spricht, so erkundigt er sich nach Ihnen. Nur ich habe ein Wiedersehen verhindert — ich allein. Meine Pflicht als Arzt hat mir dies geboten. Von ihm müssen alle aufregenden Eindrücke ferne gehalten werden, und was Sie betrifft, so könnte sein Anblick nur niederdrückend auf Ihre noch so schwer erschütterten Nerven wirken!“

„Also doch!“ rief ich. „Er ist geistig gestört —“

Der treffliche Mann blickte zu Boden. „Ich weiß nicht,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „ob man seinen Zustand so nennen darf. Henryk ist weder wahnsinnig, noch stumpfsinnig. Körperliche Gründe hiefür liegen nicht vor. Das Gehirn ist nicht verletzt und die Erschütterung durch den Hieb hat, glaub' ich, keinen Schaden gebracht. Er handelt vernünftig, und wenn er überhaupt spricht, so geschieht dies in klaren, geordneten Sätzen. Aber in seinem Gemüthe ist es Nacht. Mir ist selten ein Beispiel so trostloser Melancholie vor Augen ge-

kommen. Er denkt offenbar unablässig an jene Nacht und — an das, was ihr vorangegangen . . ."

„Glauben Sie," fragte ich, „daß er die Zigeunerin wiederzusehen wünscht?"

„Das ist nicht das rechte Wort. Er verzehrt sich in dem brennendsten Begehren nach ihr. Es ist räthselhaft, unheimlich. Ich kann es Fedor kaum übelnehmen, wenn er an Hexerei glaubt. Aber was nun thun? Fedor sagt: „Er mag lieber sterben, ehe wir sie ihm wieder schaffen!" Und ich — nun, ich denke nicht ebenso, aber es wäre ja himmelschreiend, wenn wir jene Dirne und Diebin, die nicht weiter verfolgt worden ist, wieder ins Haus ziehen wollten! Und dann, wer weiß, wo sie sich jetzt herumtreibt, in der Türkei oder in Lithauen! Und dabei bringt jeder Tag für Henryk größere Gefahr, sein Körper gedeiht, sein Geist verdirbt. Es ist entsetzlich!"

„Haben Sie oder Fedor je darüber mit ihm gesprochen?"

„Bewahre! Wir hüten uns ängstlich, an die Wunde zu rühren! Er selbst beginnt nie davon, er öffnet überhaupt, die Erkundigung nach Ihnen abgerechnet, nur die Lippen zu möglichst kargen Antworten."

Und darauf gingen wir lange schweigend neben einander her. „Sie wissen also kein Mittel?" fragte ich endlich.

„Keines! Ich hoffte früher auf die Zeit, auf eine Veränderung des Ortes und der Lebensweise. Aber von Letzterem will der Graf nichts wissen. Er hat mir soeben

auf eine lange und schöne Rede, die ich ihm darüber hielt, drei Worte erwidert: „Ich bleibe hier!“ Und das in einem Tone, daß ich jeden ferneren Versuch unterlassen werde. Und von dem Einfluß der Zeit hoffe ich auch nichts mehr, es wird ja, wie gesagt, immer schlechter. . . .“

Wieder gingen wir lange schweigend auf und ab. In mir blitzte ein Gedanke auf, ein seltsamer, verwegener Gedanke. Ich verwarf ihn, aber er tauchte wieder auf, und je länger ich ihn erwog, desto fester ward mein Entschluß. „Doctor,“ sagte ich, „was thun Sie, wenn eine Wunde unter dem Verbande fortschwärt?

„Ich reiße ihn ab!“

„Das thut dem Kranken weh?“

„Gewiß, aber es ist nothwendig!“

„Sie haben Recht!“ sagte ich. „Es wird ihm weh thun, aber es ist nothwendig! Kommen Sie!“

„Wohin? Was wollen Sie?“

Ich antwortete nicht. Ich ging eilenden Schritts ins Schloß, in den rechten Flügel, auf Henryks Zimmer zu. Vor der Thüre holte mich der Arzt ein und faßte meine Hand. „Was wollen Sie thun?“ wiederholte er.

„Das läßt sich ausführen, aber nicht sagen,“ erwiderte ich und trat ein. Kurzweg, ohne zu klopfen, und absichtlich mit großem Geräusch.

Das Zimmer lag in halbem Lichte — die Gardinen waren herabgelassen. In einem Lehnstuhl, das Haupt gegen das Fenster gerichtet, lehnte Henryk. Einige Schritte von ihm stand Fedor, regungslos, die Augen

starr auf den Herrn geheftet. Bei meinem Eintritt zuckte der Alte zusammen — mit einer Geberde, als ob er sich auf mich stürzen wollte; in den düsteren Augen blitzte es drohend auf. Henryk aber wandte sein Haupt nicht.

Ich trat an ihn heran, und als ich seine Züge unterscheiden konnte, da mußt' ich einen Augenblick innehalten, so tief war mein jäher Schmerz und Schreck. Das waren nicht mehr die lieben, feinen, geistig bewegten Züge meines Freundes, sondern ein fremdes, fahles, aufgedunsenes Antlitz, auf dem eine unsäglich dumpfe und stumpfe Trauer lag. „Er ist blödsinnig!" schrie es in mir auf.

Aber ich faßte mich gewaltsam. „Henryk!" rief ich laut und fröhlich, obwol mir das Herz zitterte.

Er öffnete die Augen und ein Schimmer der Freude ging über sein Antlitz. „Auf!" rief ich. „Komm' in meine Arme! Ich muß mich ja überzeugen, daß Du noch lebst!"

Er richtete sich auf. „Bist Du wieder wohl?" fragte er langsam.

„Vollkommen!" rief ich, schlang meine Arme um ihn und drückte ihn ans Herz.

Er erwiderte es nicht, aber die freudige Bewegung blieb in seinem Antlitz. „Mein lieber Junge!" murmelte er und drückte schwach meine Hand. Dann wollte er wieder auf seinen Sitz sinken.

Aber das duldete ich nicht. Ich zog ihn einen

Schritt zur Seite, legte meine Hände auf seine Schultern und hielt seine Augen mit den meinen fest. Und so, indeß mein Herz fast still stand, indeß sich jeder Nerv an mir schmerzhaft spannte, so rief ich ihm lustig, mit frivolem Lachen zu:

„O Henryk! Das kommt davon, wenn man den Herzoginnen untreu wird! Ich hoffe, Du hast Dir die Lection gemerkt und lässest künftig jede Zigeunerin liegen, wo sie liegt!"

Die Wirkung war eine furchtbare. Er wurde blutroth, dann aschenfahl, im Antlitz zuckte es unheimlich, die Lippen öffneten sich und schlossen sich und öffneten sich wieder. Er schüttelte meine Hände ab, trat zurück und ballte die Fäuste. So stand er einige Secunden mit geschlossenen Augen, ein Zittern überlief seinen Körper. „Laß das!" murmelte er endlich mühsam.

„Pah!" rief ich lachend. „Warum?! Du warst ein wenig thöricht — was liegt daran?! Und vergessen kannst Du die Thorheit doch nicht — Du trägst einen bösen Denkzettel für Dein Leben! Es war eine Dummheit mit tragischen Folgen, aber schließlich doch nur eine Dummheit. Und über Dummheiten muß man lachen!"

„Lachen," wiederholte er mit bebenden Lippen. „Lachen!" rief er nochmals schrill, gellend und schlug die Hände verzweiflungsvoll vor's Antlitz.

„Ja, lachen!" rief ich wieder im Tone harmloser Lustigkeit. „Auch die schöne Aniula hat sicherlich gelacht, wenigstens so lange Deine Dukaten vorhielten!"

„Dukaten?" fragte er murmelnd. Aber ehe ich noch erwidern konnte, wandelten sich seine Züge abermals und hatten nun einen so furchtbaren Ausdruck, daß ich unwillkürlich zurückwich. Es war die Physiognomie eines Raubthiers. Die Narbe, die sich wie ein breites Stirnband von einer Schläfe zur andern zog, begann blutroth zu flammen, die Finger griffen in die Luft und krümmten sich, und heiser, laut, schwer fiel es von seinen Lippen: „Ich finde sie doch wieder!" Ich bezwang mein Grauen, und während sich meine Fäuste ballten, daß mir die Nägel schmerzhaft ins Fleisch drangen, fand ich die Kraft, in leichtem Tone zu fragen: „Wen? Die Dukaten? Nein, mein Junge! Die findest Du gewiß nicht wieder! Oder meinst Du die kleine Hexe? Das ist möglich. Aber da Du nicht so hart sein wirst, zwei liebende Herzen scheiden zu wollen, so wirst Du dann auch den lieben Josel in Dein Haus aufnehmen müssen, Du weißt, den Burschen, der Dich fast gemordet hat! Aber warum nicht? Pikant wär's!"

Ich weiß noch heute nicht, wie ich damals die Kraft gefunden, diese Worte zu sprechen, bis auf das letzte laut und lustig. Denn der Unglückliche ward dabei immer fahler und die Augen drängten aus ihren Höhlen. Und als ich geendet, da stieß er einen dumpfen Schrei aus und wankte . . .

Ich eilte auf ihn zu und fing ihn in meinen Armen auf. „Mein Henryk!" stammelte ich. „Mein armer Henryk, verzeihe mir!"

Er zitterte, seine Brust hob und senkte sich und in dem Antlitz zuckte es convulsivisch, dann ließ er das Haupt an meine Brust sinken und begann zu weinen, laut, stöhnend, herzzerbrechend . . .

Der Arzt faßte den Arm des Dieners und führte ihn hinaus. Wir blieben allein. Ich führte Henryk zum Lehnstuhl, ließ ihn hineinsinken und kniete vor ihm hin. Er weinte fort, so leidenschaftlich, so fassungslos, wie ich es nie vorher bei einem Manne gesehen. „O Georg!" vermochte er endlich zu stammeln, „ich bin so unglücklich, so unglücklich . . ."

„Gewesen!" rief ich. Ich wollte es trostvoll, zuversichtlich rufen und konnte es vor tiefster Bewegung nur hervorstammeln.

Er schüttelte den Kopf. „Nein!" sagte er. „Das ist eine Krankheit, die nie von mir weichen wird!"

„Mein kluger Henryk!" rief ich und konnte wieder lächeln, „Du hast das rechte Wort gefunden, es war eine Krankheit des Blutes oder der Seele — gleichviel! nur eben eine Krankheit. Und solche Krankheiten kann ein rechter Mann überwinden, wenn er will. Versprichst Du zu wollen, Henryk?"

Er erwiderte nicht, er weinte vor sich hin, und ich störte ihn nicht. Das waren ja keine feigen, selbstquälerischen Thränen, sondern das sanfte, wohlthätige Ausklingen einer ungeheuren Erregung, ein milder Regen nach dem Gewitter.

Dann erhob er sich und blickte mich fest und treu-

herzig an. „Ich will, Georg! Aber ich muthe mir nicht die Kraft zu. Denke nur," fügte er leise hinzu, „ich bin seitdem noch nicht im Salon gewesen, wo . . ." Er stockte erröthend.

„Dann wollen wir zusammen hingehen!" sagte ich, schob meinen Arm unter den seinen und führte ihn hinaus, den Corridor entlang.

Fedor kam uns entgegen. Als er in das Antlitz seines Herrn blickte und es erregt sah, die Augen glänzend, da beugte der treue Mensch rasch, plötzlich sein Knie und küßte mir, ehe ich es hindern konnte, die Hand.

Arm in Arm traten wir in den Salon, wo Aniula gehaust. Er war in demselben Zustande, wie an jenem Abend, den sie da zuletzt verbrachte. Und doch! wie anders erschien er uns heute! Damals hatte das ungewisse Licht der Kerzen und vor Allem die Anwesenheit jenes wunderschönen Geschöpfes einen phantastischen Schleier um all' die Verwüstung gezogen. Heute, im grellen Tageslichte, trat sie uns nackt, häßlich, anwidernd entgegen.

Schweigend waren wir eingetreten, schweigend blickten wir uns um. Da hing die Madonna mit dem Barte, der Joseph mit der Haube, der zerbrochene Spiegel. Da lagen die zertrümmerten Sessel umher und die Glasscherben. Das Zimmer war offenbar seitdem nicht betreten worden, eine dicke Staubschichte lagerte über Allem. Aber es bedurfte ihrer nicht, um dieses Bild tollster, boshaftester Verwüstung abstoßend zu machen . . .

Ich blickte um mich, rings umher, einmal, zweimal, dreimal. Und dann fiel mein Blick auf den Freund und die Narbe auf seiner Stirne. Und wie ich so schaute und sann, da überkam mich, ich wußte selbst nicht wie, eine ungeheure Lachlust . . . Um einer tollen boshaften Dirne willen hatte es Mord und Todtschlag gesetzt, Krankheit und Kummer! Das war ja die komischste Tragödie, die es je gegeben! Um dieser Dirne willen! Das war ja zum Lachen! — zum Lachen!

Aber ich bezwang mich aus Rücksicht für den Freund. Ich blickte ihn verstohlen an. Er schaute noch immer schweigend umher, von der bärtigen Madonna zum Joseph mit dem Kopfputz und wieder zurück. Aber auch in seinem Antlitz zuckte es sonderbar. Und als sich unsere Blicke begegneten, da — — — brachen wir Beide in ein Lachen aus, laut, lustig, unaufhaltsam, aus tiefstem Herzen. Und lachend stürzten wir einander in die Arme und hielten uns umschlungen.

„Das war ein böser Traum!" sagte er endlich. „So närrisch und so entsetzlich! So entsetzlich und so närrisch!"

„Er ist zu Ende geträumt!" rief ich fröhlich. „Aber nun — fort!"

„Fort!" wiederholte er. „Noch heute. Ich begleite Dich nach Heidelberg und gehe dann weiter, gleichviel wohin!"

. . . Janko packte meine Koffer mit dem fröhlichsten Gesichte. „Herr!" rief er, „so klug, wie ich, ist doch kein

Mensch auf der Welt. Ich habe es Ihnen gesagt, als ich Sie hierher brachte: ‚Es ist gut, daß Sie kommen, gegen eine Hexe hilft nur ein Zauberer!‘ Und Sie haben geholfen!“

„Ja,“ sagte ich lächelnd, „ich verstehe mein Handwerk!“ Und dann blickte ich auf das Lager, wo ich wochenlang mit dem Tode gerungen . . .

Am späten Nachmittag fuhren wir aus, gegen Stanislau zu. Als wir zu den Zigeunereichen kamen, sank gerade die Sonne und die Bäume hoben sich scharf und deutlich ab von dem flammenden Himmelsgewölbe.

Henryk schaute lange hin. Dann ergriff er meine Hand. „Georg,“ murmelte er, „glaubst Du, daß ich es noch wagen darf, daß ich es noch verdiene . . . .“

Ich verstand ihn. „Ja, Henryk. Wir wollen in München scheiden, ich gehe nach Heidelberg und Du nach der Schweiz . . .“

Er erwiderte nichts, nur seine Hand legte sich noch fester um die meine . . .

Die
Vettern von Brandenegg.

(1873.)

Ein lieblicheres Stück deutscher Erde mag es kaum geben, als den Hügel, der sich im Norden der schönen Stadt Graz, der Hauptstadt der Steiermark, sanft ansteigend aus der Ebene erhebt. Man heißt ihn den Rosenberg, und er verdient auch den Namen gar wohl, denn zur Frühlings- und Sommerszeit grünt und blüht und duftet es da auf allen Stegen und Wegen, und wer an sonnigem Tage emporwandelt und bei jedem Schritte aufwärts immer tiefer hinabsehen kann in die grünen, stillen Thäler und auf die freundliche Stadt zu seinen Füßen, der wird gern der Sage trauen, daß hier ein Stück Himmel zur Erde gesunken. Und wenn er ein Dichter ist oder sonst ein träumerischer Gesell, so kann es ihm gar geschehen, daß er wirklich vermeint, im Paradiese zu wandeln, wenn ihn nicht noch zur rechten Zeit das Rauschen eines sehr modernen Mädchenkleides weckt oder der Klang eines Klaviers, das, arg mißhandelt, eine welsche Opernarie in die blaue Luft hinauswimmert. Denn es stehen viele Landhäuser am Berge, die vom

Frühling bis zum Herbste angefüllt sind mit vornehmen oder reichen Leuten aus der Stadt unten, aus dem staubigen Wien, oder gar nicht selten auch aus weiter Ferne, aus England oder Rußland her. Diese Leute genießen die Natur in ihrer Weise: die Männer denken an ihre Geschäfte, lesen ihre Zeitung und langweilen sich; die Frauen aber langweilen sich, lesen Romane und spielen Klavier. Wunderschön bleibt es deshalb am Berge doch.

Dies hatte denn auch ich bald erkannt, da ich, kaum neunzehnjährig, in die Stadt unten gezogen war, um an der alten Carolo-Franciscea römisch Recht zu studiren. Und weil ich fast Niemand in der Stadt kannte, so stieg ich täglich den Berg empor, hatte mir auch bald einen Lieblingsplatz erwählt und träumte und sann da oft stundenlang bis in den sinkenden Abend hinein. Freilich trug ich auch immer zu meines Gewissens Beruhigung ein Heft ehrbarer alter Rechtsweisheit mit empor, aber es blieb auch meist unaufgeschlagen. Die alten Bäume und die Wiesenblumen rings umher haben nicht allzu viel von den Herren Ulpianus und Justinianus vernommen und von der berühmten Novelle Hundertachtzehn — um so mehr aber von Anderer guten und meinen eigenen schlechten Versen. Denn damals wollt' ich Dichter werden und mit meinem Ruhm die Welt erfüllen. Nun — es ist auch anderen Leuten in seliger Jugendzeit nicht klüger ergangen.

Zu Ostern hatte ich die Hochschule bezogen, seitdem waren einige Wochen vergangen; die Tage wurden immer

länger und mein Platz am Rosenberg mir immer lieber. Da traten fast zu gleicher Zeit zwei wichtige Ereignisse in mein Leben und machten mich Alles vergessen: ich verliebte mich und gewann einen treuen Freund Von diesem Letzteren will ich hier erzählen, weil ich glaube, daß es der Mühe werth. Denn er war nicht nur ein herrlicher, sondern auch ein eigener Mensch, und seine Geschichte ist keine gewöhnliche, so einfach sie auch ist. Was aber meine Liebe anbelangt, so ist nicht viel von ihr zu berichten, obwohl ich sie damals für das Köstlichste und Merkwürdigste gehalten, was ein Mensch je erleben kann. Es wohnte nämlich in dem Hause mir gegenüber — es war in der alten, düsteren Raubergasse — ein hübsches blondes Mädchen, eines Kaufmanns Kind, das ich oft am Fenster sah. Die blonde Clara gefiel mir überaus gut; ich schaffte mir Zutritt in das Haus ihrer Eltern und überschüttete sie mit Blicken, Briefen, Blumen, Küssen und Versen. Sie ließ es sich gefallen und erwiederte auch hier und da; ob sie mich geliebt, weiß ich nicht. Es ist auch gleichgiltig, ich habe sie längst vergessen.

Meines Freundes aber, des alten Hauptmanns Guido von Brandenegg, werde ich ewig gedenken. Ich habe ihn oben einen eigenen Menschen genannt, und muß dies nun erklären, weil das Wort leicht mißverstanden wird. Ein absonderlicher Kauz war er nicht und von seltsamen Aeußerlichkeiten frei, wie nur je ein Mensch so hohen Alters, denn er war stark in den Sechzigen. Aber ich habe kein anderes Wort, um den Eindruck zu schildern, den

sein Wesen, so schlicht und einfach es war, auf mich und Andere machte, und, glaub' ich, machen mußte. Es lag solche Freundlichkeit darin und solcher Stolz, solche Milde und Weichheit und solche Geschlossenheit und Festigkeit, wie sie eben kaum mit Worten zu malen ist. Und daß dieser Mann mir, dem Neunzehnjährigen, ein treuer, väterlicher Freund gewesen und mich gewürdigt, tiefer in sein Herz zu schauen, als dies je ein Anderer gedurft, das bleibt mir ein Stolz und eine freudige Erinnerung für mein ganzes Leben. Ich darf wohl sagen, daß ich dies mir selbst verdanke und nicht dem Zufall, obwohl uns dieser zuerst zusammenführte.

Das war an einem drückend heißen Juninachmittage. Die Sonnenstrahlen brannten auf das Steinpflaster der Stadt und machten das Laub der Promenade in der Hitze leise erzittern. Vollends unerträglich aber wurden sie auf dem Pfade zum Rosenberg, den ich langsam hinanstieg. Dort, wo der Pfad steil zur Höhe führt, bei einem großen, möglichst geschmacklosen, in grellstem Gelb prangenden Landhause, daß man den „Hungerthurm" nennt, hielt ich erschöpft einen Augenblick. Mir entgegen aber kam den Hügel hinab langsam ein hochgewachsener, alter Herr, der einen grünen Augenschirm trug, und in seinem ganzen Wesen, trotz der gewöhnlichen grauen Kleidung, auf den ersten Blick den Soldaten verrieth. Mochte nun die Hitze oder sein schwaches Gesicht die Schuld daran tragen — wenige Schritte vor mir strauchelte er und wäre wohl zusammengesunken, hätte ich ihn nicht rasch

am Arme ergriffen und gestützt. Er dankte mir kurz, aber herzlich, und nahm auch mein Anerbieten an, daß er sich bis zu seinem Hause auf meinen Arm stütze. „Es liegt nicht weit," bemerkte er, „gleich neben dem Hungerthurm." Bald standen wir vor einem Stacket, das einen wohlgepflegten Garten umschloß; eine Doppelreihe alter Linden führte zu dem freundlichen Häuschen. Es war niedrig, die Fenster klein, aber die Wände blinkten weiß und rankender Epheu umkleidete sie.

Unter dem Vordache saß im Schatten eine alte Frau, eine Dienerin. Sie schnellte rasch auf und stieß einen Schreckensruf aus, als sie uns so langsam daherkommen sah. „Beruhige Dich, Cordula," sagte der alte Herr und befahl ihr, eine Erfrischung zu bringen. Dann führte er mich durch den Hausflur in ein kühles, sehr trauliches Gemach. Bücher, Globen und Karten ringsum — das Bibliothekzimmer. An der Wand hing in schwerem ovalen Goldrahmen ein Gemälde, wohl ein Portrait; es war ein dichter, grauer Vorhang darüber gebreitet. Am Fenster, in das die Linden ihre Zweige drückten, nahmen wir Platz; er nannte mir seinen Namen: „Hauptmann Guido von Brandenegg," bat um den meinen und dankte mir dann nochmals herzlich für den kleinen Dienst. Die zunehmende Schwäche der Augen und häufiger Schwindel, klagte er, erinnere ihn jetzt stark an sein hohes Alter. Dann hielt er inne, sah mich an, als komme ihm ein plötzlicher Einfall und meinte: „Ich habe mir schon lange

einen Vorleser gewünscht — hätten nicht Sie Nachmittags einige Stunden frei?"

Nun traf sich das aber vollkommen mit meinen Wünschen. Ich stimmte also freudig zu, er setzte mein Honorar sehr großmüthig fest und auch über die Stunden einigten wir uns bald.

So ging ich denn in der Folgezeit wieder täglich auf den Rosenberg, nicht mehr zu meinem Lieblingsplatze, sondern in das kleine weiße Haus. Der alte Herr saß fast immer schon auf dem Platze unter dem Vordach oder an heißen Tagen im Bibliothekzimmer und harrte meiner; die Zeitungen und Bücher, aus denen ich lesen sollte, lagen vorbereitet auf dem Tische. Es waren Werke aus der Geschichte oder der Kriegswissenschaft; von Dichtern fand sich nur Goethe darunter.

Es ging anfangs etwas steif her, aber allmählich wurden wir bekannter und — wenn ich so sagen darf — vertrauter. Er litt es gern, daß ich noch eine Stunde über die Zeit bei ihm blieb und allerlei Alltägliches mit ihm besprach. Daß ich mich da so fröhlich und unbefangen gab, wie ich glückseliger, neunzehnjähriger Bursche wirklich war, daß ich nicht ihm zu Ehren Gesicht und Rede altklug verzog, das eben mochte mir vielleicht sein Wohlwollen erwerben. Nun fragte er auch zuweilen nach meinen Verhältnissen und Studien, und ich berichtete ihm ausführlich das Wenige und Einfache, was darüber zu sagen war. Von ihm erfuhr ich nur, daß das Besitzthum schon seinen Eltern angehört, daß von seiner Verwandt-

schaft Niemand mehr am Leben, daß er fast in aller Herren Länder Kriegsdienste gethan und nach der Schlacht von Novara seinen Abschied genommen, nachdem ihn das Schwert eines sardischen Reiters schwer über Stirn und Haupt getroffen. Die Narbe zog sich breit und tief quer über die Stirn von der Augenbraue bis unter das silberweiße Haar und machte das ernste, sinnende Antlitz nicht eben freundlicher. Aber was die Narbe verschuldete, das machten die Augen wieder gut. Denn diese Augen konnten hell und unbefangen blicken, wie die eines Kindes, und wer recht in sie hineinzuschauen verstand, der konnte dort soviel Licht und Güte finden, daß ihm dies Antlitz nicht mehr düster dünkte. Das war wie der Glanz der Sonne über herbstlichem Gefilde.

Zwei Male habe ich diese Augen feucht gesehen, und das erste Mal hat mir dies einen Verweis eingetragen. Ich kam nämlich eines Tages vor der bestimmten Zeit, fand Niemand unter dem Vordach und trat daher frischweg ins Bibliothekzimmer. Der alte Herr stand in tiefem Sinnen vor jenem Bilde, dessen ich oben gedacht und von dem jetzt der Vorhang weggezogen war. Es war ein Damenporträt. Aber Näheres konnte ich nicht erkennen, denn bei meinem Eintritt zuckte der Hauptmann zusammen, zog rasch den Vorhang über das Bild und wandte sich dann zögernd gegen mich. Er mußte geweint haben, ich sah's an seinen Augen. Aber diese Augen blickten nun sehr kalt auf die Uhr und dann ernst verweisend auf mich und schienen zu

sagen: „Du bist ein unpünktlicher, vorwitziger Mensch.“ Sein Mund sprach es nicht aus, das war auch gar nicht nöthig; ich war von dem bloßen Blick zerknirscht genug.

Wir lasen an jenem Tage ein Werk, welches auf Grund von mitgetheilten Resultaten der Statistik eine Art Lebensphilosophie entwickelte. So ward an die Thatsache, daß verheirathete Menschen länger leben, als Hagestolze und alte Jungfern, ein Excurs über die Heilsamkeit der Ehe geknüpft. „Er hat Recht,“ nickte der Hauptmann, „er hat vollkommen Recht!“

„Aber“ — begann ich und stockte — ich erinnerte mich des strengen Blicks von vorhin. „Aber warum haben denn Sie nicht geheirathet?“ hatte ich fragen wollen.

Er errieth es, denn er meinte: „Natürlich — beim Soldatenstande ist dies anders!“ Dann aber fragte er mit leisem Lächeln: „Wie denken denn Sie über die Ehe?“

„Ich werde heirathen,“ erwiderte ich rasch, „gleich nachdem ich die Studien absolvirt.“

„Und wird sich da auch gleich die Braut finden?“

„O,“ meinte ich stolz und wurde über und über roth, „die Clara hat mir's schon jetzt versprochen.“

Er lachte halblaut auf, wie es seine Art war. Es lag ein wenig Spott in diesem Lachen, aber auch viel herzliches Wohlwollen. „Also Clara heißt sie?“

„Ja,“ erwiderte ich offenherzig, „Clara, sie ist blond, die Tochter eines Kaufmanns.“

„Clara," murmelte er, „blond . . . eines Kaufmanns Tochter . . . es ist doch ein seltsamer Zufall."

„Was?" fragte ich neugierig.

Aber er erwiderte nichts. Und nach einer Pause fuhr ich im Lesen fort: „Und zu alledem ist die Ehe auch eine von Gott eingesetzte Institution . . ."

. . . Ich war just kein Menschenkenner zu jener Zeit, aber daß mein alter Hauptmann im Grunde ein prächtiger und edler Mensch war, das hatte ich bald heraus, trotz all' seiner Kälte und Förmlichkeit. Ich liebte ihn auch schon damals ganz rechtschaffen innig, so daß die blonde Clara seinetwegen fast gerechte Ursache zur Eifersucht gehabt hätte, so grundlos auch sonst ihr Verdacht war. Denn mit dem Mädchen hatte ich damals vielen Verdruß und, weil ich sie wirklich lieb hatte, auch viel ernste Trübsal. Um so inniger schloß ich mich an den Hauptmann, und es war mir eine große Freude, als ich sah, daß er es nicht nur litt, sondern auch in seiner Weise erwiderte, freilich — ich betone es — in seiner Weise.

So kam die Stunde heran, da ich sein Auge zum zweiten Male feucht sah, und es war dies eine traurige Stunde für mich. Ich will nur ganz kurz davon berichten. Als ich einmal — es war an einem stillen, heißen Sonntagnachmittage — heimkam in mein kleines Stübchen in der Raubergasse, fand ich auf meinem Tische ein mächtiges Packet und ein kleines Briefchen, beide von Clara's Hand an mich adressirt. Im Briefchen war

eine lithographirte Anzeige ihrer Verlobung mit einem reichen Lederhändler, und im Packet lagen meine sämmtlichen Briefe und Verse. Es fehlte auch nicht ein Blatt, hätte sie mir meine Blicke und Küsse zurücksenden können, so hätte sie es wohl auch gethan. Ich blickte lange auf die Anzeige, dann sah ich die Briefe durch, einen nach dem andern. Ich versuchte zu lesen, aber die Buchstaben tanzten mir vor den Augen. Und dann griff ich mir in's Haar und warf mich laut weinend in die Sophaecke.

Zwei Stunden mochte ich so gerast haben in großem, lautem, knabenhaftem Schmerze, da hörte ich von der Uhr des Landhauses die Glockenschläge der fünften Stunde durch die heiße, stille Luft herüberzittern. Ich richtete mich langsam auf, ich erinnerte mich, daß ich dem Hauptmann versprochen, ihn um diese Zeit zu einem Spaziergang abzuholen. Ich wusch mir die Augen und ging dann auf Nebenwegen durch die Stadt und den Rosenberg empor zur Villa.

Der alte Herr harrte meiner und kam mir schon unter den Linden ungeduldig entgegen. „Nun endlich!“ rief er, „diese jungen Herren —“ Als er aber mein Antlitz sah, wurde er still und fragte dann hastig: „Um Gott — was ist Ihnen geschehen?“

Ich erwiderte nichts, aber meine Lippen begannen zu zucken und die Thränen drängten sich mir unaufhaltsam hervor.

„Ihnen ist Schweres begegnet,“ sagte der alte Mann

gütig. „Kommen Sie — so können Sie nicht auf die Promenade gehen.“

Und er führte mich an der staunenden, neugierigen Cordula vorüber und in's Bibliothekzimmer. Dort ließ er mich am Fenster Platz nehmen und setzte sich neben mich. Er strich mir mit der Hand über Stirn und Haar, wie man ein krankes Kind besänftigt und sagte mild: „Sie sehen so verstört aus, mein armer Junge! Ich will nicht in Sie dringen. Aber in Ihren Jahren ist man noch nicht stark genug, verhaltenen Schmerz zu tragen. Wenn es Sie erleichtert, wenn ich helfen kann, so sprechen Sie!“

Ich schüttelte den Kopf und preßte die Lippen zusammen. Dann aber gab ich ihm die Verlobungsanzeige.

Er warf einen flüchtigen Blick darauf und athmete wie erleichtert auf. „Das ist freilich ein Schmerz,“ sagte er, „aber Gottlob, daß es kein größerer ist!“

„O!“ rief ich, „ich habe sie so sehr geliebt!“

„Sie sind neunzehnjährig,“ tröstete er, „Sie werden vergessen. Ich bemitleide Sie, nicht um den Verlust des Mädchens, aber um den Ihres festen, jungen Glaubens an Menschentreue. Doch — noch einmal: Gott wahre Sie vor größerem Schmerz. Das war ja auch noch nicht die rechte Liebe!“

Ich schüttelte den Kopf. „Doch!“ stammelte ich.

„Gut! Gut!“ erwiderte er sanft und legte seine kühle Hand auf meine brennende Stirn, „ich will mit Ihnen

darüber nicht rechten. Es wird die Zeit kommen, wo Sie mich verstehen werden. Jetzt aber — beruhigen Sie sich!“ Und er strich mir nochmals leise über Haar, Stirn und Antlitz.

Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mich diese Worte und dies Benehmen rührten. Es war so lieb und mild, doppelt auffällig bei seiner sonst so kargen und spröden Manier. Ich ergriff seine hagere Hand und so rasch er sie wegzog, er konnte es nicht hindern, daß ich sie küßte. „Herr Hauptmann,“ stammelte ich, „wie gut Sie gegen mich sind!“

Seine Augen strahlten, diese guten, klaren Augen, und eine Thräne sah ich in ihnen flimmern und zittern. „Du bist ein treues Blut und ich habe Dich lieb,“ sagte er leise. „Und dann .... es war einmal vor langen Jahren und an einem heißen Sonntagnachmittag, und ich saß an derselben Stelle, wie heute Du ... aber mit einem tieferen Weh im Herzen, o! mit einem unsagbaren Weh ... und sie hieß Clara und war blond und auch eines Kaufherrn Tochter ... es hat sich seltsam gefügt ...“

Ich erwiderte nichts. Es war sehr still um uns. Nur durch die Zweige der Linden zog ein Windhauch. Der alte Mann flüsterte wieder, versunken in die Erinnerung: „Aber meine Clara liebte mich und blieb mir treu bis zu ihrer Sterbestunde ... oh! warum hat es just so enden müssen?“

Der Windhauch im Gezweige wurde stärker, das Glas

der Fenster erklirrte leise. Der Hauptmann fuhr auf und sah mich an, als erwache er aus einem Traume. „Die alten Zeiten sind über mich gekommen,“ sagte er, „die alten traurigen Geschichten. Ich spreche sonst nie von ihnen, wenn ich ihrer auch immer gedenken muß. Aber heute hat sie mir Dein Schicksal wieder doppelt lebhaft wachgerufen. Ich will Dir die alten Geschichten erzählen. Denn so dunkel sie für mich sein mögen, Dir werden sie heute trostvoll sein, mein armer Junge.“

Und nach einer Weile begann er, klar und ruhig:

„Wir sind ein Geschlecht von altem, sehr altem Adel, aus dem Thüring'schen stammend, aber schon mit den Habsburgern zugleich in Inner-Oesterreich seßhaft geworden. Nur daß die von Brandenegg nicht auf ihren Burgen saßen, sondern in den Städten, zu Judenburg, Graz und Klagenfurt, und ein bürgerlich Gewerbe trieben: sie waren Handelsherren. Es war dies seltsam und in jenen Tagen fast unerhört. Wieso meine Ahnen dazu gekommen, darüber giebt die Geschichte des Hauses nur unklaren Aufschluß. Eine Sage, die sich an die Trümmer unserer Burg knüpft, die noch heute ob Kindberg in das Thal der Mürz niederblicken, eine Sage erzählt, daß Herzog Albrecht der Lahme die Burg gebrochen, weil Rüdiger von Brandenegg der ärgste Wegelagerer und Leuteschädiger im ganzen Lande gewesen, und daß der Herzog in siegesfroher Weinlaune dem Ritter Leben und Namen nur unter dem Beding gelassen, daß er nun selbst in die Tiefe steige und das Gewerbe treibe, das er früher

so arg bedrängt. Aber — wie gesagt — das ist eine Sage.

Mag dem nun sein, wie es wolle, die von Brandenegg beschäftigten sich nun einmal mit dem Vertrieb der Waaren aus Venedig gegen Deutschland und wurden reich dabei. Sie blickten trotz solcher Art des Erwerbs nicht minder stolz, als die anderen Edlen, verbanden sich nur mit solchen und duldeten es kaum, daß man sie mit den Fuggern vergleiche, die zu Augsburg saßen.

Der Letzte in der Reihe dieser ehrenhaften, ritterlichen Handelsherren war mein Großvater, Hans von Brandenegg, unter dem freilich der alte Reichthum des Geschlechts schon arg zusammengeschmolzen war. Es war ein seltsamer Mann, kühn und listig, hochherzig und kleinlich, unbedacht und schlau — so aus Gutem und Bösem gemischt. Seine Thaten und Schicksale sind sonderbar, fast gewaltig, und lassen ahnen, daß er vielleicht Ungeheures vollbracht hätte, wären ihm zu seinen übrigen Gaben auch Stetigkeit des Willens und Größe des Herzens eigen gewesen. Den gesammten Handel wollte er umgestalten, den Engländern und Holländern die Herrschaft entreißen, und das Mittelmeer wieder zur alleinigen Waarenstraße erheben. Was unsre Zeit nach harten Mühen kaum halb und unfertig vollbracht, die Durchstechung der Suezenge, die Wegbarmachung der Panamaenge, er, der Unterthan der Maria Theresia, plante es in ruhelosem Sinnen. Aber er erreichte in diesen großen Dingen nichts, in kleineren wenig,

und auch die Hoffnung, den Söhnen werde das Werk des Vaters gelingen, sollte ihn trügen.

Hans von Brandenegg hatte zwei Söhne: Rüdiger und Albrecht. Sie waren auch geistig die Söhne ihres Vaters, beide ungemein begabt, beide weitstrebend, beide unsteten Wesens. Aber was in Hans seltsam vereint lag, trat bei den Söhnen getrennt zu Tage. Rüdiger, der Erstgeborene, war kühn, hochherzig und unbedacht; Albrecht schlau, kleinlich und listig. Der Widerstreit der Naturen trat früh hervor, die Brüder lebten schon in der Knabenzeit in steter Zwietracht, und als sie heranwuchsen, wuchs mit ihnen die Größe des Hasses. War Rüdiger dem Bruder früher nur deshalb feindlich, weil ihn dieser verleumdete, wo er konnte, und haßte Albrecht einst den Erstgeborenen nur deshalb, weil dieser auch der Erste war an Kraft, Muth und Schönheit, so vergiftete allmählich die lange Zeit und die wachsende Einsicht sowohl die Ursachen wie die Empfindungen, und machte aus dem knabenhaften Widerstreit eine Todfeindschaft für das Leben. Denn nun neidete Albrecht dem Rüdiger das Erbe und setzte Alles daran, es ihm zu entreißen.

Er hatte anfänglich wenig oder gar keine Aussicht auf Erfüllung seiner Wünsche. Rüdiger, der schöne, hochstrebende Jüngling, war der Stolz des Vaters und noch mehr: seine einzige Hoffnung. Der alte Mann, durch so viele widrige Schicksale und Enttäuschungen verbittert, hielt nun mit überaus großer Zähigkeit an dem Gedanken fest, daß der herrliche Sohn alle seine Pläne aus

führen, den Namen derer von Brandenegg zu neuem Glanze bringen werde. So allein war die Bitterkeit von ihm genommen, umsonst gelebt, umsonst gestrebt zu haben. Darum leitete er die Erziehung des Knaben mit peinlichster Sorgfalt, und fast wahnwitzig war die Zärtlichkeit, mit der er jeden Schatten einer Gefahr von ihm abzuwenden bestrebt war. Albrecht sah dem grollend zu, er mußte sich mit der Liebe der Mutter begnügen, einer scheuen, schwachen Frau, die keinerlei Einfluß auf den harten Gatten hatte.

Aber konnte Albrecht trotz tausendfacher Mühe, trotz kleinlicher Nergelei und Zwischenträgerei nichts dazu thun, um den gehaßten Bruder dem Vaterherzen zu entfremden und allmählich um das Erbe zu bringen — Rüdiger selbst sorgte dafür, er selbst, oder wenn man gerecht sein will, eine unselige Fügung der Verhältnisse. Der Jüngling war ungestümen Sinns und heißen Herzens, er sehnte sich nach großer Thätigkeit, in weite Verhältnisse, in die Ferne. Hätte ihm der Vater früh seine Absichten und jene gewaltigen Ziele enthüllt, nach denen der Jüngling einst streben sollte, gewiß, dieser hätte begriffen, daß in solcher Art des Handels auch etwas Großes liegt, welches werth ist, daß der beste Mann daran sein Bestes setze, sein Ich. Aber Hans wollte den Sohn vorher auf das Genaueste in alle Wissenschaften und Praktiken seines Berufs einweihen, hetzte ihn daher durch eine peinliche Vorschule und ersparte ihm auch nicht das Kleinste und Kleinlichste. Und, wie schon seine Art war, als er

merkte, daß das dem Jüngling widerstrebe, wachte er um so genauer über der Erfüllung seiner Vorschriften. So ward dem Rüdiger das Herz immer unbändiger und die Luft immer schwüler in den engen Schreibstuben des Handlungshauses am düsteren „Lugeck.“ Solche Art des Lebens schien ihm fürder unleidlich, immer ungestümer begehrte sein Herz nach freien Bahnen, nach kühnen Thaten. Das Blut jenes alten wilden Rüdiger, der sein Leben tausendfach eingesetzt und seinem Herzog getrotzt, um das Gelüste seines Herzens zu befriedigen, schien in ihm erwacht, der Handel erschien ihm schimpflich, unwerth eines adeligen Geschlechts. So wies ihn dies Alles auf den Kriegerstand. Und eines Tages konnte er sich nicht länger bezähmen und trat vor den Vater mit der Bitte, ihn ziehen zu lassen. Es war just eine kriegerische Zeit, 1782, an der Donau zog sich das Gewitter zusammen über die Türken. Hans von Brandenegg wallte wild auf in Zorn und Schmerz; das Aneinanderprallen der beiden Menschen, die beide jäh und hart waren, war fürchterlich. Aber diesmal siegte noch der kindliche Gehorsam über den Eigenwillen, Rüdiger versprach zu bleiben und setzte nur zur Bedingung, daß man ihm einen anderen Kreis des Wirkens anweise, als bisher, mit größerer Gelegenheit zu freier, selbständiger Thätigkeit. „Keine Bedingnisse!“ hatte der Alte finster erwidert, „ich werde Dir den Platz anweisen, der mir beliebt.“ Und auf Albrecht's Einflüsterungen ließ er sich bewegen, dem stolzen Sohne einen Platz zu weisen, der diesem

wohl der bitterste sein mußte: er beordnete ihn als Verkäufer in den Spezereiladen des Hauses. So wollte er seinen Hochmuth für immer gründlich brechen. Aber er verrechnete sich. „Ich thue es nicht,“ hatte ihm Rüdiger erwidert. „Ein Brandenegg kann kein Dütendreher sein.“ — „Ueberschlaf's!“ war die Antwort des Alten gewesen, der um so gelassener schien, je wilder es in ihm stürmte, „bis morgen sieben Uhr hast Du Zeit.“ — „Vater! Zertritt mich nicht! Ich bin kein Kind mehr, ich bin nun zweiundzwanzig Jahre alt . . .“ — „Ueberschlaf's!“ Der harte Mann fand kein anderes Wort für den flehenden Sohn.

Der nächste Morgen kam, es war der unseligste, der je über unserem Hause aufgegangen. Rüdiger ging nicht in den Laden und Albrecht beeilte sich, es dem Vater zu melden. Dieser ward furchtbar bleich; aber er erwiderte kein Wort. Er kleidete sich an, griff nach seinem Rohrstock und ging hinüber in das Schlafzimmer des Sohnes. Die Doppelthür schloß er hinter sich.

Albrecht horchte, das Ohr an das Schlüsselloch gedrückt; aber er konnte kein Wort unterscheiden. Er hörte nur das wilde, wirre Rufen der Streitenden. Was darin vorfiel zwischen Vater und Sohn, erlauschte er nicht, es hat dies auch nie ein Mensch erfahren. Nach wenigen bangen Minuten ward die Thür aufgerissen und Rüdiger stürzte hervor, entsetzlich bleich, mit flammenden, wahnwitzigen Augen. Er stürmte die Treppe herab.

Albrecht eilte zum Vater in das Zimmer. Der Greis

lag in einem Lehnstuhl, bewußtlos, leise röchelnd. Albrecht schlug Lärm, die Diener eilten herbei, die Aerzte wurden geholt. Den alten Herrn von Brandenegg hatte ein Schlaganfall getroffen.

Es schien anfangs wenig Aussicht dazu, aber er kam allmählich wieder zum Leben und Bewußtsein. Seine erste Frage war, ob Rüdiger noch im Hause? Aber der hatte sich nicht wieder blicken lassen. Er erschien auch in den nächsten Tagen nicht. Ohne Geld, ohne Kleider war er aus des Vaters Hause gegangen, man hörte auch in der Folge nichts von ihm; er schien spurlos verschwunden, als hätte ihn die Erde verschlungen.

Seit jenem verhängnisvollen Morgen war Hans von Brandenegg noch härter und düsterer, als früher — seine Umgebung vermochte es kaum mehr zu ertragen. Den Namen Rüdiger's durfte man nie vor ihm nennen, auch er erwähnte nie des Entflohenen. Zwei Jahre lebte er noch, wenn anders ein langsames Dahinsiechen ein Leben zu nennen. Als er sein Ende herannahen fühlte, da machte er, nachdem er sich lange dagegen gesträubt, in letzter Stunde sein Testament. Albrecht ward darin zum Haupterben eingesetzt, von Rüdiger aber hieß es: „Derjenige Mensch, der schuldig daran, daß ich, Hans von Brandenegg, zur Grube fahre wie ein alter Narr, der Zeit seines Lebens tollen, hoffährtigen Hirngespinsten nachgejagt, die nie vollbracht werden können, und nicht als das, als was ich ohne seinen Trotz und Ungehorsam der Welt rotz allen Neides schließlich hätte erscheinen müssen: als

Mann, der gewaltige Gedanken gehegt zum Nutzen seines Hauses und seines Vaterlandes — von dem Menschen verordne ich, daß er ausgeschlossen sei von meinem Erbe, wie ich ihn ausgeschlossen aus meinem Herzen. Kehrt er einst zurück und will sein Theil haben, so werde er auch an jene Stunde erinnert, da er gegangen, und begehrt er es dann noch, so möge er es bei den Gerichten suchen. Aus freien Stücken lasse ich ihm nichts, als meinen Fluch." Wenige Minuten, nachdem er dies unterzeichnet, starb er — ein unglücklicher Mann, gewaltig im Guten, wie im Bösen, dem wohl nur Eines dazu gefehlt, ein großer Mann zu werden — der weise Wille, es zu sein.

So hatte Albrecht sein Ziel früh erreicht und ward in sehr jungen Jahren Herr des mächtigen Handelshauses. Er verließ die Bahnen, in denen sich sein Vater bewegt, und gestaltete das Geschäft, wie es in seiner Natur lag: klein, listig und vorsichtig. Aber er gedieh dabei: seine Richtung paßte für die stürmische Zeit. Sein Reichthum wuchs, und wenn auch sein Wachsen an Ansehen damit keinen gleichen Schritt hielt und noch minder das an Beliebtheit, so konnte er doch auch diesbezüglich leidlich zufrieden sein. Und als ihm vollends die Werbung um die Hand der Tochter eines der ältesten Grafengeschlechter im Lande gelang, als die schöne, stolze Comtesse Anna Stangenberg seine Gemahlin wurde, da fehlte scheinbar nichts mehr zu seinem Glück.

Indeß war und blieb Rüdiger verschollen. Die Leute hatten sich anfänglich die Köpfe zerbrochen, wohin

er wohl so jählings verschwunden, dann hatten sie ihn vergessen. Nur einmal ward sein Andenken erneut, als aus dem Kriegslager an der untern Donau in die stille Murstadt die Kunde herüberscholl von einer unerhört kühnen Heldenthat, die ein Cornet von Brandenegg bei Tschernautz gegen die Türken vollbracht. Unerhört wie die That war auch der Lohn gewesen: der Brave war auf dem Schlachtfelde vom Kaiser selbst zum Rittmeister ernannt worden. Da erinnerte man sich wohl des Verschwundenen und sprach die Vermuthung aus, daß er jener Held gewesen. Aber Albrecht erzählte Jedem, der es hören wollte, er habe sich sogleich, nachdem er hievon Kunde erhalten, an den Hofkriegsrat zu Wien gewandt — „denn Rüdiger sei ja trotz aller Verworfenheit doch sein Bruder“ — und habe von diesem die Auskunft erhalten, jener Brandenegg heiße mit dem Vornamen Georg und stamme aus dem Thüringer Geschlecht gleichen Namens.

Nun — nach Jahresfrist sollte es sich herausstellen, daß Albrecht gelogen. Denn da, im Frühjahr 1790, kam in die Stadt ein kaiserlicher Obristwachtmeister, ein siecher, todtkranker Mann, in dem Viele, die ihn einst gekannt und geliebt, mit Staunen und Mitleid, den Jüngling erkannten, der vor acht Jahren so kräftig und blühend in die Welt geflohen.

Rüdiger von Brandenegg war damals kaum dreißigjährig, aber er sah älter aus, weit älter und hielt sich gebeugt und hüstelte, wie ein Greis. Das hatte eine böse Schußwunde bewirkt, die er durch den linken Lungen-

flügel erhalten, und die nie wieder heilen wollte. Die Aerzte schüttelten bedenklich das Haupt und auch der Kranke wußte, wie es um ihn stand. „Ich bin hierher gekommen," sagte er, „um in der Heimath zu sterben." So miethete er denn bei einem wackern Fleischhauermeister, Joseph Scherübel, im „Kälbernen Viertel" eine wohnliche Stube und lebte da still und zurückgezogen, das Ende seiner Tage erwartend. Mit Albrecht verkehrte er nicht und vermied jede Berührung mit ihm, auch sein Theil am väterlichen Erbe sprach er nicht an, so sehr ihn die zahlreichen Freunde aus seiner Jugendzeit hiezu drängten. Diesen erzählte er auch, so ausführlich sie es nur wollten, wie er in jener unheilvollen Stunde aus dem Vaterhause gestürzt und die „Drei Säcke" entlang und zum Thore hinaus, immer weiter und weiter, flußaufwärts, bis er in einen kleinen Marktflecken gekommen: Gradwein; wie er dort kaiserliche Werber getroffen und diesen gegen ein Handgeld von fünf Gulden Wiener Währung für vierzehn Jahre seinen Körper verkauft. All' dies und seine Kriegszüge und sein seltenes Glück im Felde, wie er's bescheiden nannte, schilderte er den Freunden, nur jener Scene selbst, der unseligen letzten Begegnung mit dem Vater, gedachte er mit keiner Silbe und wußte auch allen Fragen auszuweichen. Und so schien es, daß das Geheimniß jener düstern Stunde bald mit ihm begraben sein werde. Denn mit seinen Kräften ging es stark zur Neige.

Nur drei Menschen glaubten nicht, daß der arme,

blasse, stolze Mann mit den traurigen blauen Augen schon so bald werde sterben müssen, wie gesagt, nur drei. Da war erstens ein wackerer Feldscheer, Hans Eberstaller, ein altes, verhuzeltes Männlein mit einem komischen, dünnen Zöpflein im Rücken. Der pflegte, so oft er den Kranken besuchte, so recht ingrimmig zu sagen: „Ich bin, mit Respect zu melden, nur ein Chirurgus und kein hochgelahrter Herr Doctor; aber ich sage immer, da drinnen steckt noch etwas, so ein Kugelsplitter oder dergleichen, und mögen auch sämmtliche Doctores der Welt bei ihren schweinsledernen Diplomen und Eselshäuten das Gegentheil beschwören. Und ich sag' immer, die Wunde wird sich noch einmal von selber öffnen und dann ziehen wir das Splitterlein heraus und der Herr Oberstwachtmeister werden noch so alt wie Methusalem. Ja, das sag' ich, obwohl, mit Respect zu melden, nur ein Chirurgus." Und dabei pflegte auch sein Zöpflein ingrimmig mitzuwackeln.

Die andere Person aber, die absolut nicht an den Tod Rüdiger's glauben mochte, weil sie beim bloßen Gedanken daran gar zu viel weinen mußte, war des Fleischhauers Tochter, Margarethe Scherübel, ein holdes, blondes, stilles Mädchen von achtzehn Jahren. Sie pflegte den Kranken und that für ihn, was sie ihm nur an den Augen absehen konnte. Aus dem schönsten Rindfleisch kochte sie ihm die kräftigsten Suppen, und rupfte unzählige Gänse, um nur seine Kissen recht weich zu stopfen. Aber die kräftigsten Suppen und die weichsten

Kissen thaten ihm nicht so wohl, als wenn sie ihn so recht innig und mit überquellenden Augen bat, nicht so düster zu blicken und nicht die Hoffnung zu verlieren. Denn es lebe ja ein guter Gott im Himmel, und der könne es nicht zulassen, daß ein so braver Mensch in so jungen Jahren sterbe. Gewiß — das könne der liebe Gott nicht!

Die dritte Person aber, welche die gleiche, feste Zuversicht aussprach, war Herr Albrecht von Brandenegg, nur that er das freilich in etwas eigenthümlichen Worten. Als er nämlich einmal volltrunken bei einem Zechgelage saß und die Rede auf den todtkranken Mann kam, da sprang er auf und schlug auf den Tisch und schrie: „Und ich sag' euch, der Hund verreckt nicht! Ich kenn' seine zähe Natur!" Natürlich fanden sich gute Freunde, welche Herrn Rüdiger dies Wort der Bruderliebe vermittelten, was ebenso natürlich nicht sonderlich dazu beitrug, seinen Zustand zu verbessern.

„Und dennoch sollten die Drei schließlich Recht behalten, und besonders Hans Eberstaller. Der Chirurgus erlebte bald den größten Tag seines Lebens: wo sich in der That die Wunde von selbst öffnete, und er, der geschickteste Chirurgus unter der Sonne, so lange darin mit seinen Zangen nnd Sonden herumwühlte, bis zwar der Kranke vor Schmerz ohnmächtig wurde, aber auch der böse Splitter endlich herausgezogen war. Der Alte krähte vor Freude und das Zöpflein wippte nur so auf und ab, und die blonde Margareth weinte aus

demselben Grunde, daß es einen Stein erbarmen mußte. Aber schließlich faßte sie sich und fuhr fort, dem Genesenden die allerkräftigsten Suppen zu kochen, bis dieser endlich so kräftig wurde, daß er sie eines Tages bei der Hand fassen und fragen konnte, ob sie sein werden wolle, sein liebes Weib vor Gott und den Menschen. Sie erschrack zwar so sehr, daß sie den Teller fallen ließ, den sie in der andern Hand hielt, und die prächtige Suppe nur so auf den Dielen herumfloß, aber dann sagte sie schnell: „Ja!“ Sie wußte wohl, daß sie nur ein schlichtes Bürgermädchen sei, und er ein adeliger Oberstwachtmeister, aber sie wußte auch, daß sie sich sein Herz ehrlich erkämpft, nicht durch ihre Suppen und Kissen, sondern durch ihre große, starke, gottvertrauende, uneigennützige Liebe.

Und auch der Fleischhauermeister, Herr Joseph Scherübel, sagte „Ja“ und „Amen“ und sprach dabei Einiges über Gott, den Beschützer der Waisen, der ja auch die Margareth nach dem frühen Tode der Mutter so treu gehütet und nun zu so großem Glück gelenkt. Dann ward die Verlobung gefeiert und der Oberstwachtmeister kaufte aus dem kaiserlichen Gnadengeschenk, das er nebst dem Marien-Theresien-Orden bei seinem gänzlichen Scheiden aus dem Kriegsdienst erhalten, den Grund hier oben und erbaute dieses Haus, so wie es noch heute steht. Nach Jahresfrist war die Vermählung, und dann lebte er hier oben still, verborgen und glücklich mit dem Weibe seiner Liebe.

Das waren meine Eltern, junger Mann."

Der Hauptmann hielt inne, griff nach dem Tabaksbeutel und der Pfeife, stopfte sie langsam und nachdenklich und zündete sie ebenso langsam an. Und dann, nachdem er die ersten blauen Wolken in die Luft geblasen, bemerkte er: „Ich bin ausführlicher geworden, als ich mir vorgenommen. Die Geschichte meiner Liebe wollte ich erzählen und nun bin ich noch nicht einmal bei meiner Geburt. Es hat dies nicht in der Schwatzhaftigkeit des Alters den Grund, wie Sie vielleicht gedacht haben mögen." Er duzte mich nicht mehr, wie er es früher in der großen Erregung gethan. „Nein — gewiß nicht. Ich habe von diesen Verhältnissen berichtet, weil sonst das Spätere unverständlich wäre." Dann schwieg er wieder eine lange Weile und sah sinnend drein, es war ein sonderbarer Ausdruck in seinen Zügen. Hierauf fragte er plötzlich: „Sagen Sie — was lehren die Herren Professoren jetzt da unten am Domplatz so über das Leben? Lehren sie noch immer, daß das Leben jedes Menschen ein funkelnagelneues Leben ist, das er sich dann selber beschmutzt oder selber polirt, wie ihm beliebt? Daß ihn alles Vergangene nichts kümmert und alle Beziehungen des Lebens um ihn?"

Ich verstand ihn nicht recht. „Wie?" fragte ich.

„Ach so," sagte er, „ich muß den Schulausdruck gebrauchen. Also — wird noch immer gelehrt, daß unser Wille frei ist?"

„Gewiß," versicherte ich. Und da ich neunzehnjährig war, so setzte ich hinzu: „Dem ist ja auch so!"

„So, so!" sagte der alte Herr trocken. „Nun — wenn es Sie glücklich macht . . ."

Und dann fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Die Jahre kamen und gingen und das junge Ehepaar verlebte hier oben in der Einsamkeit — damals gab's noch keine Villen ringsum und keine Claviere — viele stille Tage ungetrübten Glücks. Nur die Kränklichkeit meines Vaters — die Wunde hatte noch böse Nachwirkung, trotz aller Mühe des alten Feldscheers — warf manchmal einen Schatten auf das Glück, und ebenso mochten die beiden herrlichen Leute, so sehr sie einander liebten, doch hier und da ihre Kinderlosigkeit sehr bitter empfunden haben. Jedenfalls waren sie glücklicher, als drunten der reiche Handelsherr mit seiner Comtesse. Es war dies eine traurige und jämmerliche Ehe. Frau Anna konnte es nie verwinden, daß sie sich mit keinem Ebenbürtigen vermählt — die Brandeneggs waren ja, trotz des uralten Adels, schließlich doch „Krämer". Und als sie ihrem Gatten einen Knaben gebar, da besserte sich das traurige Verhältniß kaum nach Außen hin, nach Innen blieb es gleich traurig. „Friedrich" hatten sie ihn getauft, aber ihre Schuld war's, daß er ihnen kein Friedensbringer wurde.

Kurze Zeit darauf, am 25. Julius 1801, kam, zur unaussprechlichen Freude der Eltern, auch in dieses Haus ein neuer Weltbürger eingerückt, der auf den Namen Guido getauft wurde — das war eben ich. Ich habe wenig Erinnerungen aus der Kindheit. Meines Vaters

gedenke ich nur wie im Traume als eines schönen, ernsten Mannes, auf dessen Knieen ich geritten und der sich des Abends über mein Lager gebeugt. Vielleicht hat sich mir auch sein Bild nur so aus den späteren Erzählungen meiner Mutter zusammengefügt. Denn er starb, als ich kaum fünf Jahre alt war, und nachdem er noch voll Zorn und Schmerz hatte zusehen müssen, wie die Franzosen von unserm Garten aus die Kanonen gegen den Schloßberg gerichtet. Aber um so lebhafter steht mir das Bild meiner Mutter vor den Augen, so daß ich wohl Stunden lang von ihr erzählen könnte. Denn sie war eine herrliche Frau, so schlicht und brav, so gütig und fest und klug — es ist nicht mit Worten zu sagen. Sie erzog, sie bildete mich in Güte und Strenge, sie allein. Und das war keine kleine Aufgabe, um so mehr, da daneben noch die Sorge um die Erhaltung des Hauswesens auf ihren Schultern lag. Denn die Krankheiten und die kostspielige Pflege meines Vaters hatten sein kleines Vermögen verschlungen und dies Haus mit Schulden belastet. Zu all' dem kam noch die schwere Kriegsnoth. Aber meine Mutter hielt wacker den Kopf aufrecht und begehrte Niemandes Hilfe.

Als ich zehn Jahre alt geworden — ein wilder Knabe, über den eben weiter nichts zu sagen — da begann ich das Gymnasium der Benedictiner unten zu besuchen. Zu selbiger Zeit bekamen wir einen Nachbar. Dort, wo jetzt der Hungerthurm steht, war früher Wald und ödes Gefilde. Das kaufte nun ein Kaufherr aus der Stadt, Lechner mit Namen, und erbaute da ein

Häuschen zum Sommeraufenthalt für seine Familie. Aus dem Gefilde und dem Walde ward ein schöner Garten, durch einen Zaun von dem unseren geschieden. Und als ich einmal — es war dies im Frühling 1811 — durch die Hecke lugte und die neue Pracht bewunderte, da blickte ich just in zwei große, blaue Augen hinein, die nicht minder neugierig unseren Garten musterten. Diese Augen standen in einem lieblichen Mädchenköpfchen, um das die Goldhaare flutheten, wie Sonnenstrahlen um ein Heiligenbild. Das war des Kaufherrn Tochter, Clara, damals siebenjährig. Ein Kind, lieblich, zierlich, sanft, scheu, neckisch — meine Mutter nannte es nur „das Reh." Denn sie wurde ein täglicher Gast in unserm Hause und ich in dem ihren. Durch die Hecke hatten wir die Bekanntschaft gemacht und zwei Tage darauf durch die Hecke Freundschaft geschlossen, kaum daß wir die Hände zum Handschlag durchzwängen konnten. Dann aber war es unseren vereinten Bemühungen gelungen, eine Bresche in die grüne Wand zu legen, groß genug, daß wir durchschlüpfen konnten. Diese Bresche entzückte uns, freilich weniger unsere Mütter. Doch sie ließen es beide geschehen, und der Sommer verging uns in fröhlichem Spiel. Im Herbste aber zog die Kaufmannsfrau — sie war stillkränklich und blaß — mit ihrem Töchterlein wieder zur Stadt. Clara und ich, wir weinten heftig und beruhigten uns erst wieder, als man uns fest versicherte, im nächsten Frühjahr komme Clara mit ihrer Mama wieder auf den Berg.

Nun — so geschah es auch. Und es ist weder aus diesem Jahr, noch aus der nächsten Folgezeit Absonderliches zu berichten. Wir waren eben Kinder, die Clara und ich, und spielten und zankten, schmollten und versöhnten uns und spielten wieder, wie es eben Kinderart. Wir hingen sehr an einander; der Winter war uns eine doppelt trübe Zeit, denn da war es draußen unwirthlich und wir waren geschieden. Und weil wir so an einander hingen, so nannte uns die Dienerschaft im Scherze immer die kleinen Brautleute. Als ich einmal — es war an einem schönen September-Abend — der Clara dies erzählte, da sagte sie ganz ernsthaft: „So ist's ja auch ganz recht. Wenn wir groß werden, so heirathen wir. Du wirst mein Mann und ich Deine Frau. Bis dahin lerne ich noch Suppe kochen.“ Und auch ich fand es so ganz gebührlich, und freute mich schon auf die Suppen.

So wuchsen wir neben einander heran, ich beendete die lateinischen Schulen und die Philosophie, und sollte die Universität beziehen, um Jura zu studiren. Das war im Jahre 1819; ich war achtzehn-, die Clara fünfzehnjährig. Wir hatten in den letzten Zeiten wenig Verkehr mit einander gehabt, durch die Hecke krochen wir längst nicht mehr. Ich war ein großer, ungelenker Mensch, der gern über sein Alter that, auch erwachte das Blut meines Vaters in mir; ich wollte in die Welt hinaus und Soldat werden; die düstere Hochschule gegenüber dem Dome hatte sehr wenig Reiz für mich. In solcher Stimmung begegnete ich einmal der Clara und fragte

sie so recht übermüthig und von oben herab: „Weißt Du noch, wie sie uns in der Kinderzeit genannt haben?“ Da erröthete sie und wandte unmuthig das Antlitz, mir aber stand nun vollends der Entschluß fest, unter die Soldaten zu gehen.

Es wurde aber damals nichts daraus. Als ich meiner Mutter davon sagte, da weinte sie heftig und beschwor mich, zu bleiben. Um ihretwillen, daß sie nicht verlassen sei in ihren alten Tagen, um meinetwillen, daß ich nicht verkäme unter den rohen Gesellen in der Fremde. Aber gleichwohl wär' ich vielleicht gegangen. Da stand ich aber einmal an der Hecke unseres Gartens, da, wo man weit in die Murebene blicken kann, so recht voll kämpfender Gedanken. Plötzlich klang ein leiser Schritt hinter mir, eine Hand legte sich leicht auf meine Schulter und eine liebe Stimme flüsterte: „Thu's nicht, Guido! Bleib'! Deiner Mutter zu Liebe und . . . mir!“

„Clara!“ rief ich und suchte ihre Hände zu fassen. Aber sie war mir entschlüpft und verschwunden.

Darauf hin bezwang ich mich; ich blieb und bezog die Hochschule. Unter meinen Kollegen war auch mein Vetter, Friedrich von Brandenegg. Seine Mutter hatte es durchgesetzt, daß er studire und nicht den Handel erlerne. Er war ein sehr schöner Jüngling, hoch, stattlich, mit blitzenden, blauen Augen und braunen Locken. Aber in diesem schönen Körper war eine häßliche Seele, er war frech und verderbt, wie selten ein Mensch seines Alters. Zwischen ihm und dem Vater war offene tödt-

liche Feindschaft; ihr Haß gegen einander überstieg alle Grenzen und sie scheuten Beide vor keinem Mittel zurück, ihn zu bethätigen. Daß es zwischen ihnen nicht schon längst zum Allerschlimmsten gekommen, war nur der Einwirkung der Mutter zu danken; Frau Anna hatte eine unbegrenzte Gewalt über den Gatten und zwang ihn, den Sohn, den sie abgöttisch liebte, nicht allein im Hause zu behalten, sondern ihm auch die Mittel zu seinen Vergnügungen in verschwenderischem Maße zu gewähren, das schon damals wahrscheinlich durchaus nicht im Einklang stand mit den Mitteln des Hauses. Doch wußte man davon zu jener Zeit noch nichts, das Haus Brandenegg galt als überaus reich, und Friedrich vertrat es im Kreise seiner Kumpane ganz entsprechend, er gab mehr Geld aus, als alle Anderen.

Derlei wirkt immer und in jedem Kreise: mein Vetter war bald ein Führer der jungen Leute und sein Einfluß unbegrenzt. Nur wenige hielten sich von ihm fern, darunter ich, der ich die Geschichten unseres Hauses kannte. Er suchte mir anfänglich mit gütiger Herablassung zu begegnen, und behandelte mich dann, als dies wenig verfing, mit Uebermuth, ja mit offener Feindseligkeit, daß ich nur mühsam an mich hielt.

Da kam eine Gelegenheit, wo wir fürchterlich an einander geriethen. Es wurde nämlich schon damals, wie noch jetzt, von den Rechtshörern alljährlich ein großer Ball veranstaltet, und es handelte sich um die Wahl der Ordner. Da ward schon wochenlang hin und her ge-

sprochen und geworben und wohl auch heftig gestritten. Denn die Adeligen und Bürgerlichen standen da einander hart gegenüber, und ich hielt es mit den Letzteren, weil ich der Herkunft meiner Mutter eingedenk war und weil ich es unbillig fand, daß man den Bürgerlichen die Betheiligung an der Ordnerschaft weigerte. So kam der Abend der Wahl, schier die gesammte Juristen-Fakultät stand auf dem kleinen dreieckigen Platze vor der Hochschule und harrte auf die Eröffnung des Hörsaals, in dem die Wahl stattfinden sollte. Das schob und drängte, rief und summte in der Dämmerung dicht durcheinander, jede Partei mühte sich, noch im letzten Augenblicke Anhänger zu gewinnen. Da trat mein Vetter auf mich zu und fragte höhnisch: „Es ist eigentlich überflüssig — ich kenne Dich ja — aber mit wem hältst Du's?"

„Mit den Bürgerlichen," erwiderte ich ruhig.

„Hahaha," schlug er eine laute, höhnische Lache auf. „Du machst Deinen Ahnen Ehre! Uebrigens ist's begreiflich — der Sohn der Fleischhauerstochter steht eben zu den Handwerkern und Bauern."

„Schmähe meine Mutter nicht!" rief ich wild und stürzte auf ihn zu. Er trat einen Schritt zurück und lachte mich nochmals frech an: „So empfindlich! — das ist sonst nicht Manier des Bürgerpacks!"

Das war zu viel; meiner selbst nicht mehr mächtig, warf ich mich auf ihn, schleuderte ihn zu Boden und hätte ihn schwer geschädigt, wären nicht die Anderen dazwischen getreten. Er richtete sich langsam auf, sah mich mit

einem furchtbaren Blick an und sagte: „Das bleibt Dir nicht geschenkt — ich treffe Dich dafür noch einmal ins Herz!"

„Probir's!" erwiderte ich finster.

Wenige Tage darauf begegnete er mir, als ich die Sporgasse hinabging, unter den Arkaden des „Lugeck". Der Durchgang ist schmal; ich mußte dicht an ihm vorüber. Da hielt er mich an. „Halt, Vetter," sagte er kalt und finster, „ich habe einige Worte mit Dir zu reden, ruhig und höflich, wie sich's unter Todfeinden gebührt. Ich bin Dir mit Freundlichkeit entgegengekommen und ich hätte Dich lieben können, wenn auch nur deshalb, weil Dich mein Vater haßt. Du hast mich kalt und rauh zurückgewiesen — der alten Geschichten wegen, die Dich und mich nichts hätten zu kümmern brauchen. Und wieder einmal sind wir zusammengetroffen und Du hast Dich an mir vergriffen — wieder um der alten Geschichten, um des alten Hasses willen. Wohlan denn, hängst Du so an der Geschichte unseres Hauses, so geschehe Dir Dein Wille. Ich will an Dir thun, was mein Vater an dem Deinen that, und wie er gegen ihn war, so will ich gegen Dich sein. Ich will Dich bekämpfen auf Leben und Tod, und jedes Mittel soll mir dazu recht sein. Hoffentlich gelingt mir die Sache schließlich noch besser, als sie meinem Vater gelang!"

„Probir's!" erwiderte ich. „Was ich Dir kürzlich gesagt, kann ich heute nur wiederholen. Probir's, Prahlhans." Mit einem Fluche ging er von dannen.

Wie ich ihm geantwortet, so dachte ich auch: ich sah Allem, was er unternehmen mochte, sehr ruhig entgegen und seine Kriegserklärung machte mir wenig Gram — ich fürchtete ihn nicht. Und vollends im nächsten Sommer, da kam ein so großes Glück und ein so großer Muth über mich, daß ich es im Nothfall mit dem Teufel selbst aufgenommen hätte. Da traf ich nämlich wieder mit der Clara zusammen, sie war den Winter über nur noch viel, viel schöner geworden. Und wieder einmal fragte ich sie, wie einst, aber nicht übermüthig und laut, sondern scheu und leise: „Weißt Du noch, wie man uns in der Kinderzeit genannt hat?" Sie erröthete, aber sie wandte sich nicht ab und sah mich mit ihren blauen Augen liebreich an. Und wir sanken einander in die Arme und schwuren, uns lieb zu haben alle Zeiten unseres Lebens. Wir haben auch Beide den Schwur gehalten. Denn wem einmal die echte, die einzige Liebe in's Herz kommt, wie eine Offenbarung, der muß ihr treu bleiben bis an's Ende seiner Tage. Und so war es bei uns."

Die Stimme des alten Mannes brach vor innerer Bewegung — er hielt inne . . . In das geöffnete Fenster drängten sich flüsternd die Zweige der Linden. Ein Sonnenstrahl stahl sich hindurch und schräg in das stille Zimmer und er machte das Gold jenes Bildrahmens hell leuchten. Der Hauptmann erhob sich und rollte den Vorhang empor. „Das war sie," sagte er leise, „das Bild ist aus ihrem achtzehnten Jahr. Ein großer Meister hat es gemalt."

Ich mußte lange darauf blicken. In der That, ein großer Meister hatte das Bild gemalt, und das Mädchen mußte wunderbar schön gewesen sein. Hold und frisch, wie lebendig, trat mir aus dem Rahmen das holde Antlitz entgegen, rührend weiche und doch stolze und ernste Züge. Klar und mild blickten die blauen Augen, und herrlich lag um Stirn und Nacken das schimmernde, blonde Haar.

„Das Mädchen muß gewesen sein wie ein Sonnenstrahl,“ sagte ich leise. Ich fand kein anderes Wort.

„Wie ein Sonnenstrahl!“ wiederholte der Hauptmann leise. „Warum mußte er sobald versinken in Nebel und Nacht?! Und um meinetwillen — um meinetwillen!“

Er ging in tiefer Bewegung im Gemach auf und ab. Ich wagte kein Wort des Trostes — was sollte es auch gegenüber diesem Manne und diesem Schmerze?!

Dann sänftigte sich der alte Mann wieder und setzte sich mir gegenüber und fuhr fort:

„Ich hatte mich heimlich mit Clara verlobt; sie gestand ihren Eltern nichts, ich sagte meiner Mutter kein Wort. Sobald ich absolvirt und mir ein Aemtchen errungen, sollt' ich um sie werben. So vergingen nahe an vier Jahre, ich näherte mich meinem Ziele. An Friedrich dachte ich kaum mehr. In der ersten Zeit nach jenem Zusammentreffen am „Lugeck“ hatte er sich freilich durch allerlei Kleinigkeiten bei mir in Erinnerung zu erhalten gewußt. Da war ich zum Beispiel einmal um Mitternacht, als ich aus der Stadt heimkehrte, vor dem

St. Paulusthor von einigen Männern angefallen worden, die ihre Knittel bedrohlich schwangen. Ich aber zog gemächlich einen alten Sackpuffer meines Vaters hervor und feuerte einen Schreckschuß ab, über ihre Köpfe hinweg, worauf sie sämmtlich entliefen. Und da just der Mond durch die Wolken brach, erkannte ich in einem von ihnen den gelben, mageren Hans Geymayr, den Diener und Gelegenheitsmacher Friedrich's. Ein andermal hatte ich mich um ein Stipendium beworben und vom Referenten die Verleihung zugesichert erhalten. Aber ein Anderer bekam es. Und als ich den Mann an sein Versprechen mahnte, erwiderte er, er habe glücklicherweise noch zu rechter Zeit von einem meiner nächsten Verwandten die Aufklärung erhalten, daß ich das Geld nur in wüsten Ausschweifungen vergeuden würde. Oder meine Mutter erhielt von einem Mägdlein, dessen Namen ich hiebei zum ersten Mal hörte, ein gar rührendes Schreiben, worin dieses klagte, wie es von mir schändlich verführt und betrogen worden. Aber, wie gesagt, das waren Kleinigkeiten und hatten mich weiter nicht berührt. Friedrich mochte eingesehen haben, daß mir durch solche Praktiken nicht ernstlich beizukommen, und hatte, so dacht' ich, die Erfüllung seiner Rache verschoben oder gar vergessen. Ein Wunder wär' Letzteres auch nicht gewesen; er war sehr beschäftigt. Die Studien hatte er aufgegeben, als er Prüfungen hätte machen müssen und ward darauf im Handlungshause angestellt. Aber daneben mußte er noch Zeit gewinnen für zahllose, zum Theil wilde, zum

Theil schlechte Streiche. Der Mensch war ein abgefeimter Wüstling geworden und jener Geymayr hiebei sein Handlanger. Zuletzt hieß es, man wolle ihn verheirathen, um solchem Treiben ein Ende zu machen. Gesehen hatt' ich ihn schon lange nicht.

Da trafen wir wieder einmal zusammen. In einem Gasthause vor der Stadt war's, im Freien, da, wo jetzt die Vorstadt Geidorf liegt mit den Häusern und Fabriken. Ich saß mit einem Freunde an einem der Tische, da kam er mit seinen Kumpanen und setzte sich an den nächsten. Er schien mich anfangs nicht zu bemerken, trank wild darauf los und prahlte laut mit seinen Erfolgen bei Frauen und Mädchen, deren Namen er nannte. Und plötzlich rief er: „Stoßt an, die blonde Clara soll leben, die Clara Lechner, auch wenn sie noch so spröde thut! Sie soll leben — ich will sie schon kirre machen!" Ich sprang auf, alles Blut drängte mir zum Herzen und dann gegen den Kopf, ein rother Schein flimmerte mir vor den Augen. „Schuft!" rief ich, sprang auf ihn zu und packte seine Hand, daß ihm das Glas entsank und am Boden zersplitterte. „Schuft, wenn Dir Dein Leben lieb, so laß dies Mädchen aus Deiner Rede." Er riß seine Hand los und so standen wir einander gegenüber. „Also Du liebst sie, mein Herr Vetter?" sagte er höhnisch. „So — das wollen wir uns merken."

Auf dem Heimweg erst kam ich wieder zu voller Besinnung. Daß ich den Menschen zum Zweikampf fordern müsse, das stand mir fest — ich wäre sonst an

meinem Grimm erstickt. Aber im Uebrigen begann ich mich wieder zu beruhigen. Was er immer unternehmen mochte, der Clara war ich sicher, das Mädchen wandte er nicht ab von ihrer Ehre und von ihrer Liebe. Aber wenn es nicht im Guten ging, so konnte man von diesem Menschen überzeugt sein, er werde zum Schlechten greifen. Darum beschloß ich, meine Braut zu warnen. Viel konnte er ohnehin nicht schaden, calculirte ich.

Ich traf sie noch am Abend desselben Tages im Garten. Ich hatte darauf kaum zu hoffen gewagt, denn seitdem ihre Mutter im Vorjahre nach langen Leiden gestorben, wohnte Clara nicht mehr im Landhause, sondern drunten in der Stadt im Hause des Vaters, eines guten, aber schwachmüthigen und beschränkten Mannes. An jenem Tage war sie hinauf gekommen, nach der Wirthschaft zu sehen, und war dann zu meiner Mutter herübergekommen. Da traf ich sie in der Laube neben der alten Frau sitzen. Und was selbst dem Mutterauge entging, das hatte sie gleich heraus. „Was ist Dir heute zugestoßen?“ war ihr erstes Wort, als wir endlich allein waren und ich sie in der Dämmerung den Berg hinabgeleitete. „Du blickst so erregt!“

Ich erzählte ihr Alles, nur vom Zweikampf sprach ich kein Wort. „Ich kenn' den Menschen,“ sagte sie, nachdem ich geschlossen, „er hat sich in Gesellschaften mehrmals an mich gedrängt und in letzter Zeit reitet er auch täglich an unserm Hause vorüber.“

„Und da,“ brauste ich auf, „blickst Du wohl immer hinaus?“

„Guido,“ erwiderte sie lächelnd, „das glaubst Du selber nicht, Du kennst mich ja.“ Dann aber wurde sie sehr ernst und ein Schauer überflog ihre zarte Gestalt. „Sieh,“ fuhr sie fort „um keinen Fürsten der Welt ließe ich Dich! Und nun gar um diesen wüsten, frechen Junker! Er ist der einzige Mensch, vor dem mir graut, mein Herz steht still, wenn er in meine Nähe tritt!“

„Ich hoffe, er wird's künftig lassen,“ erwiderte ich finster. Ich dachte an mein Vorhaben. Tödten wollt' ich ihn nicht, aber einen tüchtigen Denkzettel gönnt' ich ihm schon.

Am nächsten Morgen sandte ich ihm meine Zeugen. Ich sei ihm zwar nicht ganz ebenbürtig, ließ er mir sagen, auch sei er der Beleidigte und gesonnen, auf anderem Wege seine Revanche zu nehmen, aber weil ich so wollte, so möge es denn sein. So schossen wir uns denn im „Thal“. Sie wissen, das herrliche Thal hinter Göfting, für dessen Schönheit die Menschen keinen würdigen Namen wissen, weshalb sie's auch nur kurz „das Thal“ heißen. Also dort auf der Haide gen Judendorf. Und wie schon der Zweikampf ein Gottesgericht ist, in dem der Gute siegt und der Böse unterliegt, so pfiff meine Kugel an seinem Ohr vorbei, indeß mir die seine die Hüfte zerriß. Blutend, auf den Tod verwundet, brachten sie mich meiner Mutter in's Haus; der Schreck und Jammer der alten Frau läßt sich nicht beschreiben, aber eben so wenig die

Liebe, mit der sie meiner wartete. Auch die Clara bewies in jenen Tagen durch Thaten, was sie mir in Worten zugesagt; das Mädchen, sonst so schüchtern und gehorsam, kümmerte sich nicht um das Gerede der Leute, nicht um den Groll des Vaters, und saß alltäglich an meinem Krankenlager. Wenn ich aus dem Fieber auffuhr, sah ich ihre Augen wie ruhige, leuchtende Sterne über meinem Antlitz, daß ich sanft einschlummerte. Nach langen zwei Monaten war ich endlich halb und halb hergestellt und humpelte, auf den Krückstock gestützt, wieder im Hause umher und im Garten. Nun kam die Clara nicht alltäglich mehr, aber doch häufig genug, häufiger, als es ihrem Vater lieb war. Denn der alte Mann machte ihr damals meinetwegen — ich war eben arm — viel Herzeleid, und ich wußte auch davon, obwohl sie's mir in ihrer großen Liebe ängstlich verhehlte. Da kam sie aber eines Tages zur Laube, so bleich, so wirr, mit heftig gerötheten Augen und dann wieder so zuversichtlich, ja schier ausgelassen lustig, daß sie mir ihre Regungen nicht mehr zu verbergen vermochte. Und da gestand sie denn, daß heute Friedrich von Brandenegg bei ihrem Vater um ihre Hand geworben, und daß der alte Kaufmann gar nicht abgeneigt gewesen, sie ihm zuzugestehen. Sie aber habe fest und bestimmt erklärt, wolle man sie dem wüsten Menschen vermählen, so werde sie sich den Tod geben, oder aus dem Hause gehen, ein Drittes gebe es in solchem Falle nicht. Und darüber sei der Vater — er war ein eigensinniger, alter Herr, aber doch wieder, wie schon erwähnt, schwach und

gutmüthig — so erschrocken, daß er ihr versprochen, Friedrich's Werbung rund abzuweisen. Von mir wolle er freilich vorläufig noch nichts wissen, aber auch da stimmen wir ihn noch um und es ist noch nicht aller Tage Abend, schloß sie fröhlich.

Ich wollte ihr die Freude nicht trüben, ich freute mich mit ihr, ich stärkte das arme Kind in seiner Zuversicht, aber in meinem Herzen sah's anders aus. Nun erst erkannte ich, wie entsetzlich ernst es jenem Menschen um den Vorsatz war, mich zu vernichten. Den einzigen Weg hiezu hatte ich ihm verrathen und auf dem drang er nun vor mit verruchter, unerschütterlicher Entschlossenheit. Ich wußte, daß er sich bisher jedem Versuch, ihn zu vermählen, hartnäckig entgegengestemmt, ich wußte, daß er seine Freiheit über Alles liebte — hier gab er sie selbst auf. Ich wußte, wie stolz er auf seinen Adel war, wie die Bürgerlichen schier keine Menschen waren in seinen Augen — hier warb er um eine Bürgerliche. Zum ersten Mal überkam mich ein banges Gefühl vor der Feindschaft dieses Menschen, ich kann's nicht Furcht nennen, eher Ahnung eines entsetzlichen, eines unabwendbaren Geschicks. Und zum ersten Mal regte sich in mir die Frage, warum es so gekommen, und ob es so hatte kommen müssen? „Ich hätte Dich lieben können" — seine Worte klangen mir wieder im Ohr — und in der That, er war mir ja im Anfang freundlich entgegengekommen, freundlicher als alle Anderen, und ich war der Erste, der kalt und feindlich gegen den Andern gewesen. Aber ich

hatte ja so handeln müssen, ich war ja der Sohn meines Vaters und im Hasse groß geworden gegen seine Feinde. Ich hatte müssen — ob ich wollte oder nicht. Und er?! Wenn er wie eine Wetterwolke über meinem Leben hing, wenn er jäh und verderblich in meine Geschicke eingriff, so trieb ihn gewiß hauptsächlich seine eigene Schlechtigkeit, seine persönliche Rachsucht. Aber mußte nicht auch er, was er that? Stand nicht auch er im Banne jener alten Geschichten? Und dann, hatte nicht schon die Thatsache, daß er seines und ich meines Vaters Sohn war, naturgemäß die Art unseres Verkehrs bestimmt? „Die alten Geschichten hätten uns nicht zu kümmern brauchen,“ hatte er damals noch zu mir gesagt. Aber da hatte er geirrt, sie hatten uns kümmern müssen, mich und ihn. Und wenn auch vielleicht nicht — gleichviel! die Erkenntniß kam doch nun zu spät. Jetzt galt's, den Kopf oben zu halten und sein Recht und Eigenthum zu wahren gegen den Dränger. Darum studirte ich die Tage und Nächte durch, um die letzte Prüfung zu bestehen und dann ein Nest bauen zu können für mich und mein Mädchen. Ich unterließ nichts, was mich zum Ziele bringen konnte, aber ich verwünschte meine Schwäche und vermochte sie gleichwohl nicht abzuschütteln — jene bange Ahnung blieb in meinem Herzen.

Und diese Ahnung hat mich auch nicht getäuscht, und es ist gräßlicher gekommen, als ich gefürchtet, viel gräßlicher . . .“

Er hielt inne und starrte vor sich hin. Der Ausdruck

seiner Züge war traumhaft geworden und zugleich überaus schmerzlich. Er schloß die Augen und schüttelte den Kopf, gleich als wollte er die Erinnerung mit abschütteln. Dann athmete er tief auf und richtete sich empor und erzählte weiter, leise und dumpf:

„Es war ein schöner, klarer Tag im Herbst, die Sonne neigte zum Untergange, ich saß in der Laube des Gartens über dem bürgerlichen Gesetzbuch. Es waren just die letzten Paragraphen, die saure Arbeit war fast vollendet. Da hörte ich Schritte auf dem Kieswege und als ich aufblickte, erkannte ich Clara. Ihr Antlitz konnte ich nicht sehen, es war gesenkt, als suchte sie etwas am Boden. Und dabei ging sie langsam, sehr langsam, und plötzlich sah ich sie wanken, als müßte sie gleich umsinken. Im gleichen Augenblick war ich bei ihr und umfaßte sie. „Clara!“ rief ich erschreckt, „bist Du krank?“ Sie erwiderte nichts, sie erhob ihr Antlitz nicht, ich sah nur, daß es marmorblaß war. „Um Gott, Clara — sprich!“ Da entwand sie sich mir und sah mich an. Und als ich diese Augen sah und diese Züge, da stand mir das Herz still und ich wich entsetzt zurück. Das war nicht das holde rosige, liebvertraute Antlitz meiner Braut, das war, als wäre der Tod über die Züge hingegangen und hätte alle Lust und alle Farbe des Lebens von ihnen hinweggewischt und das Entsetzen und den Schmerz des Todeskampfes darauf hingemeißelt. Kein Tropfen Blutes war darin — Alles grau, aschgrau. Und in diesem so gräßlich veränderten Angesicht zuckte kein Muskel, es war regungs-

los, wie versteint im Schmerz, selbst die Augen blickten starr. Ich fühlte, wie mir das Entsetzen wie eine kalte Faust das Herz umkrallte, ich fühlte, wie es mir die Kehle umschloß, ich fühlte, wie mir die Augen starr wurden und aus den Höhlen drängten. „Sprich!" schrie ich endlich und erschrak zugleich darüber, so fremd, so heiser klang mir die eigene Stimme. Sie sah mich noch immer an mit denselben starren, thränenlosen Augen.

„Ich bin gekommen, Abschied von Dir zu nehmen," sagte sie ganz laut, ganz kalt.

Ich griff mir in's Haar, mir war's, als wirbelte Alles um mich her. „Clara!" rief ich, „Du bist wahnsinnig geworden!"

„Ich wollte, ich wär's," erwiderte sie. „Aber Gott ist nicht so barmherzig." Und dann setzte sie hinzu, und ihre Stimme brach sich dabei plötzlich zu heiserem Flüstern: „Ich will Abschied von Dir nehmen, morgen ist meine Verlobung mit Deinem Vetter."

Die Faust um mein Herz krallte sich noch fester zu. „Du faselst . . ." stammelte ich dann.

Sie schüttelte den Kopf. „Vor einer Stunde habe ich Ja gesagt und bin dann hierher gefahren . . ."

Es war noch dasselbe unheimliche Flüstern. Alles Blut drängte mir zum Kopfe. Eine wahnwitzige Wuth kam über mich. „Elendes Geschöpf!" schrie ich, „und das wagst Du mir selbst zu sagen?"

Sie schlug die Hände vor's Antlitz und brach zusammen, gerade vor meine Füße hin. Dann umklammerte

sie meine Kniee und erhob ihr Antlitz zu mir; die Thränen quollen ihr plötzlich aus den Augen und strömten wie ein Bach über die bleichen Wangen. „Zertritt mich!“ schluchzte sie, „zertritt mich, aber ich habe nicht anders können, nur so habe ich meinem Vater die Pistole aus der Hand gewunden.“

Ich machte mich von ihr los und trat zurück, sie stürzte ganz hin, mit dem Antlitz in den Staub. Unsäglicher Zorn und unsägliches Mitleid wühlten in mir, mir war's, als durchstieße man mir das Herz mit tausend Schwertern. „Steh' auf,“ befahl ich, „komm — erzähle.“

Sie erhob sich demüthig, und gehorsam, wie eine Magd, setzte sie sich auf die Stelle der Gartenbank, auf die ich wies.

„Wie ist's gekommen?“ wiederholte ich. Und sie begann zu berichten, undeutlich, verworren und oft brachte sie lange kein Wort hervor — das Schluchzen erstickte ihre Stimme — wie sie schon lange große Traurigkeit an ihrem Vater bemerkt und eine gewisse Verwirrung unter den Bediensteten, und wie endlich einer von diesen, der alte, treue Buchhalter Klessl, ihr gestern auf ihre flehentlichen Bitten gestanden, daß das alte Haus Lechner hart am Bankerott stehe, und daß Friedrich von Brandenegg alle Wechsel und Verbindlichkeiten des Hauses an sich gebracht. „Es ist keine Hülfe,“ hatte ihr der alte Mann unter Thränen geklagt, „und wenn der von Brandenegg sein Recht geltend macht, so ist Ihr Vater übermorgen, am Ultimo des September, ein Bettler.“ Da habe sie gleich das Entsetz-

liche geahnt, „und es ist auch heute Alles wahr geworden," fügte sie hinzu. „Heute ist Friedrich zu meinem Vater gekommen und hat ihm angeboten, er wolle alle Wechsel als getilgt erachten, wenn er dafür meine Hand erhalte. Mein Vater hat ihn warten geheißen und ist in mein Zimmer gekommen. Da hat er mir kurz den Sachverhalt mitgetheilt und mich um meinen Willen gefragt. Ach! das Herz ist mir fast gebrochen vor Mitleid mit ihm und vor Schmerz über unsere Schande, aber ich hab' doch nicht Ja sagen können, es ist mir als ein gar zu großes Verbrechen gegen Dich und mich erschienen, und als eine gar zu gräßliche Lüge gegen das, was in mir war. Mein Vater hat zu meiner Weigerung genickt und keine Silbe weiter gesagt, keinen Vorwurf, keine Bitte. Er ist zu Friedrich hinübergegangen und hat ihm den Beschluß gemeldet. Der ist mit einem Fluche fortgegangen und hat nur noch zuletzt laut geschrieen, daß es alle Leute im Comptoir hören konnten: „Wenn sich die Närrin eines Anderen besinnt — bis heute vier Uhr halt' ich ihr die Frist offen." Ich habe Alles gehört und habe am Betschemel gekniet und Gott und die heilige Jungfrau angefleht um Erbarmen und Rettung aus unserer großen Noth. Da kommt der alte Klessl herein, ganz bleich, todtenbleich, und stammelt: „Ihr Vater hat sich in sein Schreibzimmer eingesperrt und läßt Niemanden von uns zu sich. Sie wissen, im venetianischen Schrank sind die Pistolen . ." Da spring' ich auf und laufe zur Thür des Vaters und klopfe und flehe: „Oeffne mir, öffne mir!" Aber drin

bleibt Alles still. Dann höre ich den Schritt des Vaters, und er geht dicht neben die Thür hin — dort ist der Schrank — und dann höre ich die Schrankthür knarren. Da spring' ich auf in meiner Todesangst und das Blut braust mir in den Ohren, und ich rüttle an der Thür und rufe: „Ich will's thun, Vater, ich will's thun!" Da springt die Thüre auf, und er steht vor mir, blaß und zitternd, die Pistole in der Hand. Ich aber bin im selben Augenblick ohnmächtig zusammengesunken."

So erzählte das Mädchen und ich kann nicht sagen, wie es dabei in mir war. Und würd' ich tausend Jahre alt, ich vergäße es nicht, und würd' ich tausend Jahr alt und erzählte davon, ich erzählte es doch nicht aus. Ich fühlte, wie damals langsam Alles in mir starb, Alles, Alles. Nur Eines wußte ich, nur Eines dachte ich, nur Eines fühlte ich: daß dieser Friedrich von Brandenegg nicht länger leben dürfe und daß jeder Augenblick, wo er noch unter Gottes Sonne wandle, eine furchtbare Anklage sei gegen mich und das Gewissen und die Ordnung auf Erden. Und darum stachelte es mich nicht noch mehr und es erregte mich nicht, als das Mädchen schloß:

„Als ich zu mir gekommen, da fand ich mich auf dem Ruhelager in meinem Zimmer und hörte, wie der Vater eben den Klessl zu Friedrich sandte mit der Botschaft, ich hätte eingewilligt. Und eine Stunde darauf kam dieser selbst wieder und besprach sich mit dem Vater und setzte fest, daß schon morgen die Verlobung sei. Und dann kam er zu mir und küßte mich . . ." Sie hielt

inne und strich sich das Haar aus der Stirn und schrie dann wild auf: „Auf den Mund hat er mich geküßt — hörst Du, Guido, auf den Mund — küß' mich nie wieder auf den Mund!" Dann aber glitt sie wieder zu meinen Füßen nieder und stammelte: „Und dann bin ich zu Dir gekommen, Guido, und ich bitte Dich, mir zu vergeben."

Ich hob sie auf und faßte ihre beiden Hände und sah ihr lange in die Augen. „Clara," sagte ich dann, „ich habe Dich verloren, aber er soll Dich nicht besitzen." Dann strich ich ihr das Haar aus der Stirne — und küßte sie darauf und dann auf die beiden Augen. „Leb' wohl, Clara!" stammelte ich dazu und dann ging ich fort."

Es war Dämmerung geworden im Zimmer, tiefe Dämmerung, und ich konnte das Antlitz des Greises vor mir nicht mehr sehen. Aber als er inne gehalten und nun wieder anhub, konnte ich aus dem Tone der Stimme erkennen, daß es nun noch viel düsterer war, als vorhin.

„An die nächsten Stunden nach jener Begegnung habe ich wenig Erinnerung. Ich bin wohl den Berg hinabgegangen und dann ziellos in der Stadt umher. Ich weiß nicht, welche Wege ich einschlug. Nur erinnere ich mich, daß ich am „Mehlplatz" mitten unter einen Haufen spielender Kinder gerieth, und daß sie plötzlich still wurden und auseinander liefen, als sie mich ansahen. Dann, als die Dämmerung einbrach, war ich in der Murvorstadt, dort, wo jetzt die Vorbeckgasse ist. Da ging ich an zwei alten Bürgersfrauen vorüber, und die Eine

sagte: „Der hat wohl auch zu viel getrunken,“ worauf die Andere erwiderte: „Er scheint mir eher krank zu sein.“ Aber ich fühlte mich nicht krank, so wild das Blut durch meine Adern jagte und so schmerzhaft mir die Schläfe pochten. Das empfand ich nur so wie im Traume — ich hatte kein Gefühl des Krankseins — ich hatte kein Gefühl meiner selbst. Auch Seelenschmerzen empfand ich nicht. Es war Alles in mir wie erstarrt, wie todt. An Clara dachte ich nicht, nicht an meine Mutter, nicht an mich. Nur an Einen dachte ich, an Friedrich. Aber auch da kämpfte ich nicht mit mir und war nicht leidenschaftlich. Denn so fest, so unerschütterlich, wie bisher gar nichts im Leben, war die Ueberzeugung in mir, daß ich ihn tödten müsse. Die Art war mir gleichgiltig. Der Folgen für mich gedachte ich nicht. Nur über den Zeitpunkt grübelte ich, und der Gedanke, daß er noch immer lebe und athme, war fast der einzige, der mich noch quälte. „Das muß sich finden,“ flüsterte ich tröstend vor mich hin. „Das muß sich bald finden.“ Ich fuhr aus meinem Brüten auf, als plötzlich ein Wagen dahergebraust kam und mich fast überfahren hätte. Einen Augenblick dachte ich, daß es gut für mich wäre, wäre ich todt. Aber dann besann ich mich. „Wer soll ihn dann tödten?“ fragte ich laut. So ging ich brütend immer geradeaus und dieselbe Straße fort, bis ich an einen Schlagbaum stieß. Es war der des Zöllners vor dem Schlosse Eggenberg. Da sah ich erst, wie weit ich aus der Stadt war, und gedachte, daß die alte

Dienerin droben in Sorgen meiner Heimkunft harren werde. Denn meine Mutter war in jenen Tagen nicht daheim, sondern bei ihrer Schwesterstochter in Leoben, die eben ihrer schweren Stunde entgegensah. „Die Hanna wird warten," sagte ich und kehrte um. Ich ging wieder die lange Straße zurück, unter den Bäumen hin, die leise im Nachtwind rauschten. Und wie ich dies hörte und wie mir dabei die Hanna in Erinnerung war, so fiel mir plötzlich ein Märchen ein, das mir diese erzählt, das Märchen von dem Königssohne, der alle Töne auf Erden verstand. „Was wohl die Blätter sagen?" dachte ich und hielt und lauschte. Und auf einmal verstand ich's, sie sagten: „Tödte ihn, tödte ihn!" „Aber wie sollten die Bäume das wissen?" fragte ich und blieb wieder unter einer Ulme stehen und lauschte. Es war kein Zweifel, der Baum rauschte: „Tödte ihn!" So ging ich dahin und immer wieder klangen mir die Worte zu, und jetzt erhob sich auch der Nachtwind und wisperte sie mir in's Ohr. Und als ich auf der Murbrücke stand und zusah, wie die Wellen an den Pfeilern emporrauschten und dann rasch zu Thal jagten, da sagten mir auch die Wellen: „Tödte ihn! Tödte ihn!" Jählings kam mir der Gedanke: „Das war ja nur ein Märchen — Du mußt wahnsinnig sein." Aber ich schüttelte den Kopf und sprach laut vor mich hin: „Ich darf nicht wahnsinnig sein, sonst könnte ich ja nicht erkunden, wo ich ihn treffen kann. Ich bin nur sehr ermüdet. Ich muß mich schonen, sonst zittert dann meine Hand. Ich muß heim-

gehen und schlafen." Und ich ging den geradesten und kürzesten Weg nach Hause. Als ich aber die Stackettthüre unseres Gartens öffnete, sah ich tief unten in der Gegend der alten Leekirche eine rothe Lohe zum Himmel emporschlagen — ein großes Schadenfeuer — und bald hörte ich auch den schrillen, unheimlichen Ton der Nothglocke. „Ich muß doch hören," flüsterte ich vor mich hin, „ob auch die Glocken dasselbe sagen, wie das Wasser und die Bäume." Und wirklich — auch die Nothglocke heulte durch die Nacht: „Tödte ihn! Tödte ihn!"

Ich wartete, bis der letzte Ton verklungen war, dann ging ich zu Bett. Die Hanna hatte sich zur Ruhe gelegt, ich hörte die Athemzüge der alten Frau in ihrer Kammer — es ging ja auch wohl schon gegen die dritte Stunde nach Mitternacht. Ich entkleidete mich und legte mich zur Ruhe. Aber der Schlaf wollte nicht kommen, das Blut jagte so stürmisch durch die Adern. „Ich muß schlafen, sonst zittert meine Hand," wiederholte ich, wie auf der Brücke. Und so groß war die Kraft, welche der entsetzliche Gedanke über mich hatte, daß ich wirklich bald darauf einschlief.

Als ich am nächsten Morgen nach dumpfem, traumlosem Schlafe erwachte, war es schon spät. Die Sonne stand hoch am Himmel. Ich fühlte mich sehr übel, die Glieder schmerzten mich, mir war's, als hätte ich keine rechte Macht über sie. Aber ich raffte mich rasch auf, und als ich angekleidet war, fühlte ich mich schon stärker. Dann brachte mir die alte Hanna das Frühstück. Sie

hätte es beinahe fallen lassen, als sie mich erblickte. „Jesus Maria," rief sie, „wie sehen Sie aus — so furchtbar! Sind Sie krank?"

„Nein, nein," versicherte ich hastig und sah in den Spiegel. In der That blickte mir da ein fast fremdes Antlitz entgegen; ich war sehr bleich und über den Augenbrauen und um den Mund waren Falten, die ich sonst nie bemerkt.

Die Dienerin klagte, wie sie mich bis in die späte Nacht umsonst erwartet, und räumte dann langsam vom Tisch ab. Sie blickte mich dabei immer so von der Seite an und schüttelte den Kopf. Aber daneben hatte sie noch etwas auf dem Herzen und plötzlich fragte sie, ob ich denn heute Nachmittag auch drüben sein würde, bei dem Fest im Landhause des Lechner.

Ich horchte auf. „Also drüben wird es gefeiert?"

„Ei freilich!" erwiderte sie. „Und sie wissen es nicht einmal? Sie sind nicht einmal eingeladen? Das ist ja ein großes Unrecht! Und Sie sind ja ein so guter Bekannter zu dem Fräulein! Wir haben früher Alle geglaubt, daß — nun, was ich sagen wollte, um vier Uhr ist das Fest und da kommt der Herr Bräutigam mit seiner Mutter, der Frau Gräfin, gefahren. Die Kathi hat es mir erzählt, Sie wissen, die Köchin . . ."

Sie sprach noch lange fort. Aber in meinem Ohr blieben nur die Worte haften: „Um vier Uhr — hier oben." In mir war es noch genau so wie gestern,

ganz dieselben Empfindungen und ganz derselbe bestimmte, unerschütterliche, klare Gedanke: er muß sterben.

Ich traf meine Vorbereitungen. Es war zehn Uhr Vormittags, ich hatte noch sechs Stunden. Zuerst ging ich zum Waffenschrank des Vaters und suchte da lange mit Bedacht. Endlich wählte ich eine kleine Pistole mit reich ciselirtem Lauf und Griff, von der ich wußte, daß sie sehr weit trug. Ich lud sie sorglich und legte sie zurecht. Dann ging ich im Garten umher und wählte mir eine Stelle, von der aus ich den Weg zum Landhause des Lechner bestreichen konnte. Es war dies unter einer Pappel, die hart am Rande unseres Besitzthums stand. Dann aß ich zu Mittag; nicht mehr und nicht weniger als sonst. Und dann nahm ich die Pistole, ging unter die Pappel, setzte mich in ihren Schatten und harrte.

Es war sehr still um mich; rings kein Mensch und kein Laut, die Sonne lag breit und heiß auf der Straße und den Gärten, die ich übersehen konnte. Und still, wie es um mich war, war es auch in mir. Ich empfand nichts, gar nichts, außer der Sehnsucht, daß Friedrich bald daher gefahren komme, ich dachte an nichts, als daran, wohin ich zielen sollte.

So verging die Zeit und endlich schlug es vier Uhr. Die Töne zitterten gedämpft herüber durch die stille klare Luft. Mir war's, als vernähme ich unten am Fuße des Berges das Rollen eines Wagens. Ich richtete mich auf und faßte die Waffe fester.

„Guido,“ klang eine schrille, unbekannte Stimme hinter mir, „Guido, was willst Du mit der Pistole?“

Ich wandte mich um — es war Clara. Ich hatte ihre Stimme nicht erkannt, so ganz anders klang sie. Sie sah noch kränker aus als gestern, ihr Antlitz noch schmerzvoller. Sie sah mich mit einem entsetzlichen Blick an.

„Was willst Du mit der Pistole?“ wiederholte sie.

„Ich will ihn tödten,“ erwiderte ich ruhig.

„Jesus!“ schrie sie wild auf. „Du willst zum Mörder werden? Guido, wenn Du mich je geliebt hast . . . Guido, denk' an Deine Mutter . . . er ist es nicht werth.“

„Er ist werth, daß er sterbe,“ erwiderte ich, ebenso ruhig wie früher. „Ich werde ihn tödten, weil ich muß. Er hat es tausendfach um mich verdient.“

Nun hörte ich das Rollen des Wagens ganz deutlich.

„Laß mich,“ sprach ich, „er kommt.“

Sie fiel mir in den Arm. „Thörin,“ rief ich und schüttelte sie ab, „und wenn Du es auch jetzt verhinderst, ich werde ihn finden.“

Der Wagen bog um die Ecke des Weges, ich erkannte die Rappen meines Oheims.

Clara hatte die Hände vor das Antlitz gepreßt. Jetzt ließ sie sie fallen. Ich werde nie dieses Antlitz vergessen und nie den Ton ihrer Stimme. „Guido,“ sprach sie langsam, „Du wirst ihn nicht tödten. Ich habe ein

Recht auf ihn. Er hat gestern — eine Bedingung gestellt, — damit ich — gebunden sei und — nie — wieder zurücktreten könne und — ich habe — diese Bedingung — erfüllt . . ."

„Clara!" schrie ich auf. Mir war's, als hätte mich ein Schuß in's Herz getroffen. Und von da ab weiß ich durch lange Monate nichts mehr von mir . . ."

Der alte Mann schwieg. Es war eine lange, unheimliche Stille in dem nun ganz dunklen Gemach. Dann rief er nach der Cordula, und sie brachte die Lampe. Bei ihrem Schein konnte ich erst sehen, wie bleich der alte Mann war, wie sehr ihn die Erinnerung ergriffen hatte.

„Es ist wenig mehr zu berichten," sprach er, indem er aufstand. „Als ich aus der schweren Leibes- und Seelenkrankheit erwachte, in die ich gesunken, war es Frühling. Die Clara war todt, schon zwei Monate todt. Denn verlobt war sie wohl meinem Vetter worden, und rettete dadurch das Leben ihres Vaters, aber sein Weib ward sie nicht. Der Kummer und der Abscheu überwogen ihre schwache Kraft, sie verfiel in ein Zehrfieber und starb. Aber am tiefsten hatte wohl jene Lüge in ihr Leben gegriffen, durch die sie mich von dem Frevel abgehalten. Denn eine Lüge war's. Sie hat meine Mutter auf ihrem Sterbebette angefleht, mir einst, wenn ich genesen, zu sagen, daß sie gelogen. Aber auch sonst weiß ich's: sie hat rein gelebt und ist rein gestorben.

Mich aber hat es nicht mehr geduldet in dieser Stadt, und auch meine Mutter hat so Unmögliches nicht verlangt. So zog ich denn fort in die weite Welt und wurde Soldat und trieb mich ruhelos umher. Den Griechen diente ich gegen die Türken, dann den Spaniern gegen ihren König, dann den Russen gegen die Türken und den Franzosen gegen die Beduinen. Und darauf nahm ich die Dienste meines Kaisers und bei Novara ward ich zum Invaliden. Da kehrte ich zurück, meine Mutter fand ich noch am Leben, eine schier achtzigjährige Greisin. Es gab drunten kein Haus Lechner mehr und kein Haus derer von Brandenegg. Friedrich war eines elenden Todes gestorben, im Kerker, wo er wegen betrügerischen Bankerotts saß. Den Grund zu seinem Ruin hatte jener Handel mit dem Hause Lechner gelegt. Mit mir stirbt das alte Geschlecht und der alte Haß. An jene fernen Zeiten mahnt nur noch dies Bild und die Erinnerung in meinem Herzen."

So schloß er. Ich aber ging im Mondschein still den Berg hinab — was war mein Leid gegen das Leid dieses Menschen! Und in der That, ich habe meine Clara vergessen. Seiner aber werde ich immer gedenken — des alten Hauptmanns Guido von Brandenegg. Auch er ist nun todt; auf dem Friedhof im Steinfelde liegt er begraben. Als sie seine Habe unter den Hammer gebracht, da habe ich jenes Bild erworben, damit nicht das Theuerste, woran ein edles Menschenherz gehangen, so umherkollere unter

fremden Menschen. Es hängt über meinem Tische und die hellen Augen der schönen, treuen, unglücklichen Clara blicken auf mich nieder, indem ich diesen Bericht schließe von begrabenen, verschollenen Leiden und Kämpfen, die seltsam klingen mögen in dieser neuen, überhastigen Zeit . . .

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei
(Setzerinnenschule).

Franzos, Karl Emil,

Junge Liebe Novellen von Karl Emil Franzos. (Inhalt: Die braune Rosa. - Die Hexe. - Die Vettern von Brandenegg.)

Breslau 1884